



Korrespondenz

Dokumentation

Zur Zukunft der ELB innerhalb der Institutionellen Beratung der Ev. Kirche und ihrer Diakonie

Ehe- und Lebensberatung als „Frühe Hilfe“?

Fachtag am 29. Oktober 2012



Inhalt

Editorial	3
Susanne Kahl-Passoth Andacht und Grußwort der Landespfarrerin für die Evangelische Kirche des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V., „Ehe- und Lebensberatung als „Frühe Hilfe“?“	4
Dieter Wentzek Eröffnung des Fachtages „Zukunft der Ehe- und Lebensberatung 2020“	5
Achim Haid-Loh Ehe-, Paar- und Lebensberatung als Frühe Hilfen für Familien	8
Dr. Ingeborg Volger Beratung ist nicht Psychotherapie – Ein Beitrag zu einer aktuellen Debatte	9
Renate Pies Die Bedeutung der Erziehungs-, Familien- und Lebensberatung für die psychosoziale Versorgung Erwachsener aus Sicht des Caritasverbandes	21
Dr. Ulf Harder Ehe- und Lebensberatung als präventive Seelsorge?	24
Jan Wingert Die Zukunft der Ehe- und Lebensberatung aus Sicht der Evangelischen Kirche und ihrer Diakonie	30
Achim Haid-Loh „AG Zukunft der Ehe- und Lebensberatung – EFL 2020“ Arbeitsgruppe des DWBO zur Zukunft der EFL innerhalb der Institutionellen Beratung der Evangelischen Kirche und ihrer Diakonie: „Zur Renaissance der Ehe- und Lebensberatung als kirchliches Kerngeschäft“	37
Rezensionen	
Ulf Harder Prävention in der Seelsorge. Vorgestellt am Beispiel der Eheseelsorge	41
Heike Schnoor Psychodynamische Beratung in pädagogischen Handlungsfeldern.	45
Tatiana Lima Curvello/Martin Merbach Psychologische Beratung bikultureller Paare und Familien. Anforderungen, Kompetenzen, Methoden	49

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Gegenwärtig ist aufgrund knapper werdender Ressourcen in einigen Landeskirchen ein Rückzug der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie aus den nicht mit öffentlichen Haushaltsmitteln refinanzierbaren Bereichen der Psychologischen Beratungsarbeit zu beobachten. Daraus ergeben sich existentielle Fragen zur Zukunft der Ehe- und Lebensberatung innerhalb der integrierten evangelischen Beratungsstellenlandschaft:

1. Wo und wie (über-)lebt die Ehe- und Lebensberatung innerhalb einer integrierten ev. Beratungsstelle?
2. Wie kann speziell die ELB wieder (neu) belebt werden, ehe sie aufgrund einer alternden Gesellschaft von selbst zum „Kerngeschäft“ der Evangelischen Beratungsstellen wird?
3. Woher nehmen die multiprofessionellen Beraterteams ihren Nachwuchs in der Ehe-, Partnerschafts- und Lebensberatung angesichts eines sich allgemein verschärfenden Fachkräftemangels?

Um sich diesen Fragen zu stellen, fand am 29. Oktober 2012 ein Fachtag zur Zukunft der Ehe- und Lebensberatung in Berlin und Brandenburg am Evangelischen Zentralinstitut in Berlin statt. Mit Impulsreferaten aus Sicht der Jugendhilfe, des Gesundheitswesens, der praktischen (Ehe-) Seelsorge der Evangelischen Konferenz für Familien- und Lebensberatung und der Privatwirtschaft (!) wagten wir einen Blick in die Zukunft der EFL und über den Tellerrand staatlich refinanzierter Leistungen hinaus.

Angeregt durch „Best Practice Modelle“ u.a. aus der privaten Wirtschaft und seitens unserer katholischen „Schwestern und Brüder“ kam es zu einem kritischen Diskurs mit Geschäftsführern, Mentorinnen und Mentoren, Beraterinnen und Beratern sowie den Leitungskräften der ev. Beratungsstellen in Berlin und Brandenburg über die Zukunftsaussichten und Renaissance der Ehe- und Lebensberatung im nächsten Jahrzehnt.

In der Folge dieses engagierten Diskurses wurde von Seiten des Fachreferates „Familienberatung und Qualitätsentwicklung“ im DW-BO in Kooperation mit dem EZI eine Arbeitsgruppe aus LeiterInnen, Geschäftsführern und Trägervertretern eingerichtet, die sich in einem ambitionierten Arbeitsvorhaben bis Ende 2014 mit der Erschließung neuer Personal- und Finanzressourcen sowie einer Weiterentwicklung des Portfolios kirchlicher Ehe-, Familien und Lebensberatung (EFL) beschäftigt und bis zum Jahreswechsel 2014/2015 Ihren Abschlußbericht mit ersten Projektergebnissen und Handlungsempfehlungen vorlegen wird.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen im Namen aller Mitarbeitenden des EZI

Ihr
Dieter Wentzek



Andacht und Grußwort der Landespfarrerin für die Evangelische Kirche des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. „Ehe- und Lebensberatung als „Frühe Hilfe“?“

Susanne Kahl-Passoth

Direktorin des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.

Sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Fachveranstaltung,

ich grüße Sie mit dem Wochenspruch dieser Woche aus dem 12. Kapitel des Römerbriefes: „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Es ist kein Geheimnis, dass es genug Böses in der Welt gibt. Damit kommen Sie in Ihrer Arbeit auch immer wieder in Berührung: die Krisen und Probleme einer Ehe, einer Beziehung, was auch immer zu ihnen geführt haben mag. Paulus, von dem dieser Satz stammt, hatte mit Spannungen in der Gemeinde in Rom zu tun: Rom war damals die Zentrale des römischen Weltreiches, überbevölkert, viele soziale Probleme. Zur Gemeinde gehörten vor allem Arme, Immigranten aus dem ganzen Reich, aber auch einige, die Geld hatten; nicht alle waren Judenchristen, einige hatten auch eine heidnische Vorgeschichte. Paulus gibt in seinem Brief Anregungen, wie diese Spannungen zu überwinden wären. Das einander Annehmen mit unterschiedlichen Gaben, das einander Begegnen in Achtung und geschwisterlicher Liebe, das Üben von Gastfreundschaft benannte er ausdrücklich. So sagt er auch in diesem Kontext: „Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. Seid auf Gutes bedacht gegenüber jedermann.“

Insofern also nicht entfernt von der Arbeit, die Sie tun und deren Notwendigkeit in keiner Weise in Frage zu stellen ist. Das Problem ist wie so oft das Geld- ein Problem, mit dem auch Paulus zu tun hatte. Der Aufwand, den er treiben musste, um für die Gemeinde in Jerusalem zu Geld zu kommen, war damals allerdings erheblich. Wochenlange Reisen zu Wasser und zu Lande, nicht ungefährlich, waren notwendig. Der Aufwand, der heute notwendig ist, ist anders gelagert. Die Kollekte der Landeskirche dürfte nicht in Frage gestellt sein, aber sie ist natürlich nicht ausreichend. Aus dem Haushalt der Landeskirche selbst ist nichts zu erwarten. Der strikte Sparkurs ist im Blick auf die zukünftige Entwicklung der Landeskirche infolge auch der demografischen Entwicklung nicht aufhebbar. Das DW hat damals diese finanzielle Vereinbarung geschlossen im Blick auf die Mitarbeitenden, die im DW angestellt waren und nun auf einen anderen Träger übergangen. Von denen sind aber die meisten nicht mehr im aktiven Dienst. Zudem kämpft das DW selbst seit Jahren mit einem Defizit, ist seit Jahren dabei, seine Finanzen zu konsolidieren – vor allem durch Personalabbau, um in der Zukunft bestehen zu können. Insofern werden wir im Haus noch mal darüber nachdenken müssen, welche Möglichkeiten wir sehen, dass für die Arbeit der Ehe- und Lebensberatung. weitere Gelder akquiriert werden können. Jetzt liegt die finanzielle Verantwortung allein in der Hand der Träger, die diese abhängig von ihrer Größe leichter oder schwerer tragen können. Das ist mir bewusst.

Für heute wünsche ich Ihnen erst einmal eine einträgliche Fachveranstaltung.



Eröffnung des Fachtages „Zukunft der Ehe- und Lebensberatung 2020“

Dieter Wentzek

Pfarrer, Diplom-Psychologe, Direktor des Evangelischen Zentralinstituts für Familienberatung

Sehr geehrte Frau Direktorin,
 liebe Frau Kahl-Passoth,
 sehr geehrte Trägervertreterinnen, Trägervertreter und Geschäftsführer,
 liebe Mentorinnen und Mentoren der EKFuL,
 liebe Kolleginnen und Kollegen aus den Brandenburger und Berliner Beratungsstellen der
 Evangelischen Kirche und ihrer Diakonie!

In zwei Jahren feiert das Ev. Zentralinstitut für Familienberatung sein 50jähriges Bestehen. Im Jahr 1964 wurde das Institut gegründet zur Qualifizierung von Seelsorge und Beratung, insbesondere für das damals wachsende kirchliche Handlungsfeld der Ehe- und Lebensberatung und die sogenannten „Eheschulen“, also Ehevorbereitungskurse.

Nachdem wir uns in der Entwicklung der Weiterbildung in Psychologischer Beratung in den 90iger Jahren verstärkt mit *Erziehungsberatung*,
und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends verstärkt mit integrierter Familienberatung beschäftigt hatte, starten wir mit diesem Fachtage zur *Zukunft der Ehe- und Lebensberatung* ein neues Jahrzehnt

(-> 2020), in dem wir uns verstärkt wieder unseren Quellen und damit dem Kerngeschäft kirchlich- psychologischer Beratungsarbeit zuwenden,
 der Lebensberatung und der Ehe- und Partnerschaftsberatung mit Ratsuchenden jeden Alters. Wenn wir alle Zeichen der Demografie richtig deuten, wird das kommende Jahrzehnt zu einer Renaissance der Ehe- und Lebensberatung führen.

Dieser Fachtage ist somit nicht das Ende unseres Engagements in der ELB, das letzte Aufbäumen gegen eine scheinbar unvermeidliche rückläufige Entwicklung sozusagen, sondern im besten Sinne ein „Start up“ oder eine „kick off –Veranstaltung“, wie es in der Unternehmensberatung heißt.

In den zurückliegenden Jahren - insbesondere in der Zeit des Auf- und Ausbaues der Erziehungsberatung in den neuen Bundesländern - ist die Ehe- und Lebensberatung in kirchlicher Trägerschaft immer wieder in Frage gestellt worden (und übrigens nicht nur im Bereich dieser Landeskirche).

* Allein in den Jahren 1998 bis 2000 wurden von den ehemals 32 psychologischen Beratungsstellen in freier Trägerschaft im Land Berlin mehr als ein ganzes Dutzend komplett geschlossen, andere eingeschmolzen oder fusioniert.

* Zur selben Zeit waren auch die psychologischen Beratungsstellen in Trägerschaft des Landesverbandes des Diakonischen Werkes in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg von Abbauprozessen bedroht. Insbesondere die Überleitung der Trägerschaften auf regionale diakonische Werke und in die Trägerschaft von einzelnen Kirchenkreisen stellte die Fortexistenz der aus Eigenmitteln finanzierten kirchlichen Ehe- und Lebensberatung massiv in Frage.

Gleichzeitig konnten mit der Aushandlung der *Rahmenvereinbarung für Erziehungs- und Familienberatung in freier Trägerschaft im Land Berlin* die Refinanzierungsbedingungen für Evangelische Beratungsstellen erheblich verbessert werden: durch die Garantie eines öffentlich finanzierten festen Sockelbetrages von 180.000 EUR pro Kernteam

und das Hinzutreten kommunaler Refinanzierungsmittel in Form der neu erfundenen Fallpauschalen.

Dennoch verschärfte sich die Unterschiede in der finanziellen Absicherung in den verschiedenen Bereichen unserer psychologischen Beratungsarbeit:

Während im Geltungsbereich des Kinder- und Jugendhilfegesetzes die Finanzierungsmodalitäten der EFB gesichert und erheblich verbessert werden konnten, so dass die Eigenmittel der Evangelischen Träger von durchschnittlich 45 % im Jahr 1999 auf 16 bis 18 % im Jahr 2005 zurückgefahren werden konnten, ohne das Leistungsangebot und die Personalressourcen einschränken zu müssen, erschien die Lebensberatung plötzlich als „reines Zuschussgeschäft“ und entsprechende Beratungsstellen als „Defizitbetriebe“!

Abgesehen von landeskirchlichen Kollekten, spärlichen Spendenmitteln und gelegentlichen Subventionen aus Stiftungen, schrieben die Arbeitsbereiche der Lebensberatung und Ehe- und Partnerschaftsberatung für Erwachsene aus Sicht der Geschäftsführung ausschließlich „rote Zahlen“.

Dabei handelt es sich bei der Ehe- und Lebensberatung doch um das evangelische Kerngeschäft psychologischer Beratungsarbeit!

Die Ehe- und Lebensberatung bildet seit vielen Jahrzehnten in großer Kontinuität das Rückgrat evangelischer Beratungsarbeit, weil sich dieses Beraterisch-therapeutische Angebot an alle Menschen wendet, gleich welchen Alters und Geschlechts, und ihnen durch alle biographischen Krisen- und Schwellensituationen hindurch, in allen Phasen ihres Lebenszyklus – „von der Wiege bis zur Bahre „ – kompetente Hilfe, Begleitung und Sinnstiftung anbietet.

Jeder, ob das eine junge Erwachsene ist, die heftig hin und her gerissen ist in den Ablösungskonflikten vom Elternhaus, zwischen Studenten-WG und alleine wohnen schwankt, - oder der junge Mann, der in der Berufs- und Partnerwahl zaudert und zweifelt, - oder das mittelalterliche Paar, das in einer Midlife-Beziehungskrise steckt und sich gleichzeitig in der Pflege der hochbetagten Eltern aufreibt, - oder sich von der teils gefühlten, teils materiell-rechtlichen Verantwortung für die Ausbildung und Berufsfindung ihrer drei schon großen „Kinder“ überfordert sieht :

sie alle hoffen auf eine kompetente und professionelle Hilfe, auf Begleitung, Beratung und Unterstützung, auf ein offenes Ohr, eine stützende Hand und einen sinnstiftenden Zuspruch!

So war es auch aus dem Selbstverständnis christlicher Nächstenliebe heraus nur konsequent, dass das Diakonische Werk der EKBO in dieser „kritischen Schwellensituation“ den Evangelischen Beratungsstellen im Land Berlin unter die Arme griff und zum Ende des letzten Jahrhunderts den neuen regionalen Trägern vertragliche und finanzielle Zusicherungen im Sinne einer Überbrückungshilfe gewährte. Diese Zuwendung aus landeskirchlichen und DW-Mitteln wurde zweckgebunden für die Sicherstellung und Weiterführung des Beratungsangebotes in Ehe- und Lebensberatung als Kerngeschäftes integrierter Familienberatung 1997 auch vertraglich festgeschrieben. In komplizierten Einzelverhandlungen wurden Verträge unterzeichnet, die die Zuschüsse der Landeskirche und ihres Diakonischen Werkes für die Weiterführung dieses Arbeitsbereiches gewährleisteten. Auf diese Weise gelang es in den letzten 15 Jahren die integrierte Familienberatung in Evangelischer Trägerschaft auszubauen und abzusichern.

Heute stellen sich die innerkirchlichen Refinanzierungsbedingungen für die Evangelischen Beratungsstellen in den verschiedenen Trägebereichen sehr unterschiedlich dar. Dadurch ist



für die nächsten Jahre das gemeinsame Profil psychologischer Beratungsarbeit für Einzelne, Paare und Familien in evangelischer und diakonischer Trägerschaft gefährdet!

Divergierende Schwerpunktsetzungen zeichnet sich ab – ja sogar die Aufgabe des gesamten Arbeitsbereiches der Ehe- und Lebensberatung steht in einzelnen Beratungsstellen wird erwogen.

Diese Überlegungen stehen aus unserer Sicht in deutlichem Kontrast zu den sich verschärfenden seelischen Nöten und familiären Konfliktlagen, die die Ratsuchenden an uns in der praktischen Seelsorge und psychologischen Beratung herantragen.

Die Kluft zwischen schwindenden Ressourcen diakonischen Handelns und ständig größer werdenden Herausforderungen auf Seiten der Bedarfslagen der ratsuchenden Familien, nötigen uns nach neuen Wegen, vielleicht auch unkonventionellen, aber zukunftsfähigen Lösungen Ausschau zu halten.

Dazu ist heutige Diskurs als Anstoß und Auftakt gedacht.

Ich wünsche uns allen – jeder in seiner Verantwortung – hierfür gutes Gelingen und einen fruchtbaren Dialog.

Ehe-, Paar- und Lebensberatung als Frühe Hilfen für Familien

Achim Haid-Loh

Dozent am Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung

Vier große Herausforderungen der Familienberatung im 21. Jahrhundert sind:

**I. Ehe- und Lebensberatung für junge Erwachsene als werdende Eltern
= Teil des Netzwerkes „Frühe Hilfen“
Bzw. der Kindergesundheitsförderung**

*ELB als frühzeitige Hilfe am Übergang von der Dyade zur Triade in den Krisen und Schwierigkeiten der „Familiengründungsphase...!“
Und....als Beitrag kirchlich getragenen Beratungsarbeit zu einer kinder- und familienfreundlicheren Gesellschaft*

**II. ELB als Beratungsangebot für junge Erwachsene und Studierende zwischen dem 20. - 30. Lebensjahr : „Emerging Adulthood“ -
Krisen an der „Schwelle“ zum Einstieg in den Beruf**

ELB als Beratung und Hilfe für die neue, fünfte Phase der Adoleszenz und das auf eigenen Beinen Stehen = Initiation in das gesellschaftliche Leben

III. Ehe- und Lebensberatung als „Präventive Partnerschaftsberatung“:

Hilfestellung für junge Erwachsene beiderlei Geschlechts bei den Schwierigkeiten der Partnerwahl und (digitalen wie realen) Partnerfindung ;
beim Kinderkriegen (unerfüllter Kinderwünsche) und Möglichkeiten der Familiengründung (Zusammenziehen, ggf. Heirat, Erstes bzw. zweites (!) Kind als „Schwellen des Begehrens...“);
bei aufkommenden Schwierigkeiten in Erotik und Sexualität ;
bei der Unterscheidung von Trennungswünschen und Trennungsabsicht etc...

IV. EFL als Zukunftsherausforderung der Familienberatung in einer

„Ergrauenden Gesellschaft“

Paarberatung mit Älteren Paaren bei Trennungsabsichten oder Wiederheirat;
Pflegerberatung und psychologische Beratung für pflegende Familienangehörige;
Vertikale Familienkonflikte in der multilokalen Vier-Generationen-Familie



Beratung ist nicht Psychotherapie Ein Beitrag zu einer aktuellen Debatte

Dr. Ingeborg Volger

Dozentin am Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung

Ehe- und Lebensberatung, ein Kerngeschäft der Beratungsarbeit, befindet sich seit Jahren in gravierenden finanziellen Schwierigkeiten, da ihre Leistungen nicht refinanzierbar sind und die (kirchlichen) Träger der Beratungsstellen immer weniger Mittel zur Verfügung haben, um dieses Beratungsangebot zu finanzieren. Dies führte angesichts der Fülle der zu erbringenden refinanzierbaren Leistungen in der Vergangenheit dazu, dass immer mehr Beratungsstellen Ehe- und Lebensberatung in ihrem Angebotskatalog reduziert oder aber ganz aus ihrem Leistungskatalog gestrichen haben. In dieser Situation ist es notwendig, nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten Ausschau zu halten. In diesem Zusammenhang wurde und wird von Trägern immer wieder die Idee ins Spiel gebracht, dass Klienten, die keinen Rechtsanspruch auf Beratung haben, wie dies bei allen Klienten der EB der Fall ist, in das Gesundheitssystem zu vermitteln und sie an einen niedergelassenen Psychotherapeuten zu überweisen. Diese Idee ist zunächst nachvollziehbar und angesichts der Finanzierungslücken verständlich, sie ist allerdings nur mit großen Verlusten der Versorgungsqualität und damit gravierenden psychischen und sozialen Folgekosten zu realisieren.

Im Folgenden möchte ich die rechtlichen Voraussetzungen und die versorgungspolitischen Folgen einer derartigen Entwicklung genauer beleuchten. Dazu ist es notwendig, die Verortung von Beratung und Psychotherapie in den unterschiedlichen Gesetzestexten ebenso zu klären wie die daraus sich ergebenden Finanzierungssysteme.

1. Historischer Hintergrund

Die Abgrenzungsdebatte von Beratung und Psychotherapie hat eine lange Tradition, die spezifische gesellschaftliche Entwicklungen, sozialpolitische Positionen, wissenschaftliche Diskurse und ökonomische Interessen widerspiegeln. Beratung und Psychotherapie haben sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahezu unabhängig voneinander entwickelt (Großmaß 2004) und sich in unterschiedlichen sozialen Feldern etablierten. Während die Psychotherapie in Kliniken Einzug hielt und Institutsambulanzen und freie Praxen eröffnet wurden, beschäftigte sich Beratung mit der Gründung von Ehe-, Sexual- und Erziehungsberatungsstellen (Dietzfelbinger et al. 2003). Auch die Ziele beider Bewegungen waren unterschiedlich: Die Vertreter der Heilberufe beabsichtigten eine Innovation der Medizin, nachdem durch die Studien von Freund und Breuer deutlich geworden war, dass körperliche Symptomatik durch seelische Bedingungen ausgelöst und durch psychologische Methoden einer Behandlung zugänglich gemacht werden kann. Die Vertreter der Beratungsbewegung kamen hingegen aus der Reformpädagogik, der Sexualreformbewegung und der Frauenbewegung und beabsichtigten eine Innovation etablierter d.h. meist restriktiv definierter sozialer Gefüge. Hier forcierten kritische Fragen zum tradierten Verhältnis der Geschlechter und Generationen zueinander und ein emanzipatorisches Verständnis von Ehe und Partnerschaft, von Sexualaufklärung und Verhütung und von Erziehung und Pädagogik die Institutionalisierung von Beratung.

Nach Ende des 2. Weltkrieges kam es schnell zum Wiederaufbau des Gesundheitssystems und zu Wieder- und Neugründungen von Beratungsstellen. In Fortsetzung der nationalsozialistischen Tradition wurde Beratung als normative Lenkung verstanden und die Psychotherapie blieb weitgehend dem somatischen Modell verpflichtet. Die in Amerika im Gegensatz zu Deutschland nicht zum Stillstand gekommene Entwicklung der Psychologie beeinflusste nun auch das Gesundheits- und Sozialsystem der Bundesrepublik, was zu einer Psychologisierung (Großmaß 2004) der pädagogischen Arbeit führte. In der Folge fand den 60er und 70er Jahren ein intensiver Ausbau des Beratungsangebotes statt, in dem eine neue Generation von Mitarbeitenden, insbesondere gut ausgebildete, therapeutisch qualifizierte Psychologen und Psychagogen ein neues Beratungsverständnis etablierten. Beratungsarbeit wurde nun nicht mehr in erster Linie verstanden als Anwendung von Tests (wie in der Erziehungsberatung bislang üblich) oder als normierende Lenkung (wie in den Fürsorgestellen in Fortsetzung der nationalsozialistischen Tradition üblich), sondern als ein am Klienten orientiertes Hilfeangebot, das mit psychologischen Methoden und Perspektiven arbeitet. Im Zuge dieser Entwicklung geriet Beratung zunehmend in Abgrenzungsschwierigkeiten der Psychotherapie gegenüber. Eine besondere Zuspitzung fand dieser Prozess in den seit Beginn der 50er Jahre von den Kirchen gegründeten Ehe- und Lebensberatungsstellen, die als Antwort auf die staatlichen Erziehungsberatungsstellen errichtet wurden. Während die staatlichen Beratungseinrichtungen ihr Angebot auf die Erziehungsberatung beschränkten, sahen die Kirchen darüber hinaus den hohen Bedarf an Einzel- und Paarberatung. In diesen Ehe- und Lebensberatungsstellen arbeiteten viele Psychologen mit tiefenpsychologischer Orientierung bzw. Zusatzausbildung, sehr häufig hatte die Leitung ein Psychoanalytiker inne. Dass hier eine besondere Debatte über die Abgrenzung von Beratung von Psychotherapie geführt werden musste, ist evident.

Während es sich zu Beginn der Abgrenzungsdebatte in erster Linie um eine inhaltlich-methodische Positionierung der Beratungsarbeit handelte, wurde eine 2. Abgrenzungsdebatte 1999 durch das Psychotherapeutengesetz initiiert. Diese Debatte wurde zwar unter inhaltlichen Aspekten geführt, hatte darüber hinaus aber wichtige finanzielle Implikationen, insofern das Psychotherapeutengesetz klärt, inwiefern das Gesundheitssystem für die Behandlung einer Störung aufzukommen hat oder andere Finanzierungen zu suchen sind.

Den folgenden Ausführungen werde ich das Konzept der tiefenpsychologischen Einzelberatung aus der Praxis der Institutionellen Beratung zugrunde legen und dieses in Beziehung setzen zu den Anforderungen für tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie in freier Praxis. Ein ähnlicher Vergleich wäre auch mit Blick auf die Verhaltenstherapie wünschenswert und müsste mit den in diesem Kontext anzuwendenden Diagnosekriterien erfolgen.

2. Indikationskriterien und ihre Folgen

An diesem Punkt befinden wir uns zur Zeit in der Beratungslandschaft, wenn nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten für die Ehe- und Lebensberatung Ausschau gehalten wird. Mit der 1999 erfolgten Rechtsprechung zum Psychotherapeutengesetz sind neue rechtliche Grenzen etabliert worden, die zwischen Psychotherapie einerseits und „anderen Formen psychologischer Hilfe“ andererseits unterscheiden. Nach dem Psychotherapeutengesetz sind im Rahmen von Psychotherapie seelische oder körperliche Beschwerden und Störungen „mit Krankheitswert“ zu behandeln, während sich Beratung mit der „Überwindung sozialer



Schwierigkeiten außerhalb der Heilkunde“ zu beschäftigen hat. Damit ist vom Gesetzgeber geregelt, dass Beratung, (für den Bereich der Jugendhilfe im SGB VIII, für die Allgemeine Sozialberatung im SGB V formuliert) sich von Psychotherapie (seit 1999 geregelt im SGB I) unterscheidet und abgrenzen lässt. Handelt es sich demnach um krankheitswertige Störungen liegt eine Indikation für eine Psychotherapie vor, deren Finanzierung im Rahmen des Gesundheitssystems erfolgt, liegen „soziale Schwierigkeiten außerhalb der Heilkunde“ vor, kann eine Beratung in Anspruch genommen werden, deren Finanzierung durch den Träger der jeweiligen Beratungsstelle zu regeln ist. D. h., der Gesetzgeber schreibt eine Indikationsstellung vor, die dann über die Inanspruchnahme psychosozialer Leistungen entscheidet

Indikationskriterien haben die Aufgabe, eine relativ klare Zuordnung bestimmter Therapiemethoden zu bestimmten Krankheitsbildern zu ermöglichen. Anders als in der Medizin gibt es in Beratung und Psychotherapie aber keine generellen und allgemein akzeptierten Indikationen. Dass im Psychotherapeutengesetz dennoch Indikationskriterien formuliert wurden ist dem medizinischen Krankheitsmodell des Gesundheitswesens und der Notwendigkeit geschuldet, Kriterien für den Anspruch auf eine Kassenleistung zu definieren. Sie dienen nicht in erster Linie der Zuordnung einer Störung zu einer Therapiemethode, sondern der Entscheidung, welche Finanzierung die Behandlung einer Störung erfährt.

Für Beratung allerdings existieren keine vergleichbaren, allgemein akzeptierten und in ihrer Reichweite klar definierten Indikationskriterien. Je nach Autor werden für die Beratung entweder unspezifische und eher vage formulierte (Houben, 1975) Kriterien beschrieben oder aber sie beinhalten höchste Anforderungen an die strukturellen Möglichkeiten des Klienten (Liebertz, 1998). Beide Autoren sind dem medizinischen Krankheitsmodell verpflichtet, das auf Beratung nicht ohne weiteres angewendet werden kann. Das Fehlen von Indikationskriterien ist nicht als Mangel oder konzeptuelle Lücke im theoretischen Kontext von Beratung zu verstehen, sondern als dessen genuines Qualitätsmerkmal. Es gehört zum Auftrag von Beratung, dass Klienten zunächst unabhängig von einem diagnostischen Prozess und einer Indikationsstellung entscheiden, ob und mit welchem Ziel sie eine Beratung aufnehmen möchten. Für den Berater besteht keine Notwendigkeit, den Klienten auf einer Diagnosestellung, Beratung formuliert keine Ausschlusskriterien, sondern beschäftigt sich ohne einen vorgeschalteten diagnostischen Prozess mit dem Anliegen des ratsuchenden Menschen. Ausschlusskriterien orientieren sich daran, inwiefern die Vorstellungen des Klienten mit dem Beratungsangebot kompatibel sind. So kann ein Klient „falsche“ Vorstellungen bezüglich des Beratungsfokus haben und z. B. ein anderes Beratungsformat wie z.B. eine Schuldner- oder Studienberatung benötigen oder aber ein Mediation oder Rechtsberatung.

Trotz dieser grundlegenden konzeptuellen Unterschiede zwischen Beratung und Psychotherapie bezieht sich die aktuelle Debatte zu Finanzierungsalternativen von Beratung auf eben diesen Aspekt des Psychotherapeutengesetzes: Unter der Perspektive von Indikationskriterien haben viele Klienten in Beratungsstellen einen Anspruch auf eine Psychotherapie. Jeder Mitarbeiter einer Beratungsstelle wird unschwer bei einer Vielzahl seiner Fälle krankheitswertige Symptomatik feststellen, was den Schluss, diese Klienten zum Psychotherapeuten zu überweisen nicht nur nahe zu legen scheint, sondern beinahe zwingend erscheinen lässt. Ginge es in den Psychotherapierichtlinien ausschließlich um das Vorliegen von Symptomatik, wäre diese Perspektive richtig und notwendig. Dies ist aber nicht der Fall, denn weder das Vorliegen von Symptomatik noch das Leiden am Symptom sind ausreichende



Kriterien, um im Sinne der Psychotherapierichtlinien eine Indikation zu einer Psychotherapie anzuerkennen. Gemäß den Psychotherapierichtlinien muss eine vorliegende Störung als Krankheit definiert und als solche benannt werden. Da Symptome nicht identisch mit der Krankheit sind, muss die hinter den manifesten Symptomen vermutete Störung und Einschränkung seiner sozialen Funktionen von dem Klienten wahrgenommen und als Krankheit anerkannt werden. Da es sich um Leistungen des Gesundheitssystems handelt werden Indikationskriterien also immer entlang der Dimension gesund – krank formuliert. Während das Vorliegen von Symptomatik ein objektives bzw. objektivierbares Indikationskriterium darstellt, handelt es sich bei der Frage, ob es sich dabei um den Ausdruck einer seelischen Erkrankung handelt um ein höchst subjektives, einer entsprechenden Deutungsperspektive geschuldetes Indikationskriterium.

Hier nun haben wir es mit einem weiteren wesentlichen Missverständnis in dieser Debatte zu tun, denn Indikationskriterien haben nichts mit Indikationsentscheidungen zu tun: Indikationskriterien regeln lediglich, inwiefern die Voraussetzungen für den Rechtsanspruch auf eine Psychotherapie gegeben sind, sie machen aber keine Aussage darüber, wie der betroffene Mensch mit seinen Beeinträchtigungen umgehen möchte oder sollte. Indikationsentscheidungen werden nach ganz persönlichen Kriterien getroffen: So haben wir es in der Beratung sehr häufig mit Menschen zu tun, die unter Symptomatik leiden und dieses Leiden auch benennen, eine hinter der Symptomatik liegende seelische Krankheit aber nicht wahrnehmen können. Die subjektive Krankheitstheorie vieler Klienten in Beratungsstellen ist im Gegenteil sogar dadurch gekennzeichnet, sich **nicht** damit beschäftigen zu wollen, inwiefern eine seelische Erkrankung vorliegt. Eine derartige Diagnose ermöglicht zwar den Zugang zu einer kassenfinanzierten Psychotherapie, kann aber zugleich auch heftige Ängste und Abwehrmanöver mobilisieren, wenn von den Betroffenen persönliche und soziale Stigmatisierungen mit der Diagnose einer psychischen Erkrankung in Verbindung gebracht werden. Für viele Klienten ist gerade das Vermeiden einer Krankheitsdiagnose ausschlaggebend für ihre Entscheidung, eine Beratung aufzusuchen: Sie leiden unter Beschwerden, es geht ihnen schlecht und sie suchen Hilfe, aber sie möchten nicht das Etikett „seelische Krankheit“ erhalten. Würden all diese Klienten, die mit krankheitswertiger Symptomatik in die Beratung kommen, sich aber nicht als psychisch krank erleben und sich auch nicht so definieren lassen möchten, nun aus Gründen der Kostenreduktion zur Psychotherapie geschickt werden, hätte dies gravierende Konsequenzen für die Betroffenen: sie würden dort vermutlich nie ankommen, weil sie eine entsprechende Etikettierung fürchten und es vorziehen, weiter ohne Hilfsangebot mit ihren Problemen und Einschränkungen zu leben. Hätten sie es trotzdem geschafft, die hohen Hürden wie lange Wartezeiten und die Einhaltung bürokratischer Notwendigkeiten zu überwinden, würden sie umgekehrt Gefahr laufen, vom Psychotherapeuten weggeschickt zu werden, da dieser zwar Symptomatik aber keine Krankheitseinsicht diagnostizieren kann.

Unter Anwendung der Indikationskriterien für die Bewilligung einer Psychotherapie hätte eine weitere Gruppe von Klienten Schwierigkeiten, Hilfe und Unterstützung zu erfahren. Hier geht es um Menschen, die ein ernsthaftes und oft auch gravierendes Anliegen haben, die aber nicht unter Symptomatik leiden. Hier sind z.B. all jene Klienten zu nennen, die sich in schwierigen, belastenden bis ausweglosen Beziehungen zu ihren Mitmenschen befinden und Wege suchen, sich entweder aus diesen lösen oder sie verbessern zu können. Hier ist an all jene Klienten denken, die unter Ehe- und Partnerschaftsproblemen leiden, die mit ihren Eltern oder Geschwistern Konflikte haben, die am Arbeitsplatz mit den Kollegen und schließlich mit den Anforderungen des Lebens nicht zurechtkommen, die unter Einsamkeitsgefühlen leiden

und sich Kontakt und Beziehungen wünschen. All diese Klienten würden keinen Psychotherapieplatz finden, da krankheitswertige Symptomatik und entsprechend Krankheitseinsicht fehlen. Das Leiden all dieser Menschen würden wir der Finanzierungsfrage opfern, indem wir implizit vermitteln, dass fehlende Symptomatik auch fehlendes Leiden bedeutet, ein, wie jeder weiß, zynischer Trugschluss. Eine weitere folgenschwere Botschaft wäre, dass Hilfe erst zu erwarten ist, wenn, den Indikationskriterien des Gesundheitswesens Rechnung tragend, Symptomatik entwickelt wurde. Wir würden implizit dazu auffordern, Störungsbilder zu produzieren, anstatt die Ressourcen und die Stärke von Menschen zu würdigen, die es geschafft haben, trotz widriger Lebensumstände keine (krankheitswertige) Symptomatik zu entwickeln.

Wie haben noch an eine dritte Gruppe von Menschen zu denken, die Anspruch auf Hilfe und Unterstützung haben. Das sind all diejenigen, die in eine Krise geraten sind, ausgelöst durch Schicksalsschläge oder traumatische Situationen, aus denen sie sich allein nicht befreien können. Menschen, die mit dem Verlust ihres Arbeitsplatzes konfrontiert sind, die die Trennung von einem Partner bewältigen müssen oder mit einer schweren Krankheit konfrontiert sind haben keine seelische Erkrankung sondern benötigen Unterstützung, um unter der schweren seelischen Belastung nicht krank zu werden. Menschen in einer Krise, die sich problembeladen und verzweifelt fühlen, brauchen Beratung, eine Psychotherapie ist hier oft nicht notwendig.

3. Indikationsentscheidungen und ihre Hintergründe

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird deutlich, dass es wenig Sinn macht, das Klientel einer Beratungsstelle aus der Perspektive psychotherapeutischer Indikationskriterien zu beurteilen. Zwar gibt es Klienten, für die eine Indikation zu einer Psychotherapie vorliegen könnte, daneben existiert jedoch eine große Anzahl von Klienten, für die aufgrund fehlender Krankheitseinsicht oder fehlender krankheitswertiger Symptomatik eine Psychotherapieindikation nicht gestellt werden kann. Gleichwohl benötigen diese Menschen psychologische Unterstützung und Hilfe, da sie, ebenso wie Psychotherapieklienten, unter einem Zustand, einem Befinden, unter Beschwerden oder Symptomatik leiden und allein keinen Ausweg aus dieser Situation finden. Der Unterschied zwischen Klienten der Psychotherapie und der Beratung lässt sich also nicht in erster Linie an der Phänomenologie, sondern an der sozialen Konstruktion des Leidens durch die Betroffenen festmachen: nicht die Art und Schwere der objektiven Beeinträchtigung, sondern das subjektive Krankheitskonzept entscheidet über die Wahl des Hilfsangebots. **Befindet sich ein** Mensch in einer Krise und fühlt sich problembeladen, aber nicht krank, wird er ein Hilfsangebot außerhalb des Gesundheitswesens suchen. Auch Persönlichkeitsmerkmale wie die Stärke seines Autonomiewunsches bzw. die seiner Abhängigkeitsangst beeinflusst die Indikationsentscheidung eines Menschen. So werden Klienten, die eine ihre Autonomie wahrende konkrete Unterstützung für ihre Probleme wünschen, eher eine Beratung aufsuchen, während Klienten mit eventuell ähnlichen Problemen, die stärker die Lösung durch eine längerfristig unterstützende Beziehung suchen, sich eher für eine Psychotherapie entscheiden werden.

Indikationen für Beratung ergeben sich oft auch durch versorgungspolitische Notwendigkeiten. In vielen ländlichen Regionen Deutschlands ist die psychotherapeutische Versorgung außerordentlich schlecht, so dass dem Klienten keine Wahlmöglichkeiten offen stehen, er demnach gar keine persönliche Indikationsentscheidung treffen kann. Beratung wird dann oft von Klienten in Anspruch genommen, die nach den Psychotherapierichtlinien

Anspruch auf einen Therapieplatz hätten, sie allerdings kein geeignetes Behandlungsangebot vorfinden. Ein derartiger Versorgungsmangel kann sich auch in psychotherapeutisch gut versorgten Regionen ergeben, wenn sehr schwierige Klienten keinen Psychotherapieplatz finden, da sie oft den Regularien einer Kassenpraxis nicht genügen. Umgekehrt werden Beratungsstellen oft auch von überweisenden Ärzten bevorzugt als Ort der Nachsorge psychiatrischer oder der Betreuung „austherapierter“ Klienten genutzt, die keinen Anspruch mehr auf eine kassenfinanzierte Psychotherapie haben und im Kontext einer Beratungsstelle einen „sicheren Ort“ finden, an dem sie Unterstützung erfahren.

Indikationsentscheidungen für Beratung werden nicht nur vom Klienten, sondern häufig auch vom sozialen Umfeld vorgenommen, eine Konstellation, die Psychotherapie explizit **nicht** vorsieht. So können Eltern z.B. eine entsprechende Empfehlung von der Schule oder vom Kindergarten erhalten. Im Bereich der Erziehungsberatung kann darüber hinaus die Indikationsstellung zur Beratung von der Gesellschaft, vertreten durch das Jugendamt vorgenommen werden, z.B. in Fällen von Kindeswohlgefährdung, was den schwierigen Bereich der Beratung in Zwangskontexten berührt.

4. Ziele von Beratung und Psychotherapie

Auch wenn objektive Indikationskriterien nicht dazu geeignet sind, den Unterschied zwischen Beratung und Psychotherapie zu markieren, so existieren gleichwohl gravierende Unterscheidungsmerkmale der beiden Verfahren mit Blick auf die anzustrebenden Ziele. Eine klare Abgrenzung zwischen Beratung und Psychotherapie lässt sich auf dem Kontinuum der Systeme bewusst – vorbewusst – unbewusst vornehmen: Die Unterscheidung des Systems Vorbewusstsein vom Unbewussten einerseits und dem Bewusstsein andererseits bietet die Möglichkeit, den Beratungs- beziehungsweise Therapiefokus entlang dieser Dimensionen zu formulieren. Generell definiert Beratung einen bewusstseinsnahen Fokus, während die Tiefenpsychologische Therapie eher einen unbewussten Fokus entwickelt. In diesem Zusammenhang ist weiter zu differenzieren zwischen dem dynamischen Unbewussten, d.h. denjenigen Persönlichkeitsanteilen, die durch gezielte Abwehrmanöver unbewusst wurden und solchen Inhalten des Unbewussten, die niemals bewusst waren, daher auch nicht abgewehrt wurden und für viele Analytiker den Kern der psychischen Realität ausmachen (Hohage 2000, S.97). Diese Inhalte können zum Fokus einer Psychoanalyse werden, in der eine Verbindung dieser regressiven Vorgänge mit dem bewussten Erleben hergestellt wird. Dagegen ist der Fokus einer Tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie eher an den Inhalten des dynamischen Unbewussten orientiert und der der Beratung an bewusstseinsnahen Inhalten. Insofern werden Klienten mit ähnlicher Symptomatik aufgrund des jeweiligen Fokus unterschiedliche Prozesse erleben und andere Ergebnisse erzielen.

Diese Überlegungen möchte ich am Beispiel eines Klienten verdeutlichen, der unter einer krankheitswertigen Symptomatik leidet und eine Verbesserung seines Zustandes anstrebt. Zur Differenzierung bewusster, vorbewusster und unbewusster Ziele ist die Kenntnis einiger biographischer Hintergründe notwendig, die als notwendige Voraussetzung für die Formulierung von Beratungs- bzw. Therapiezielen. die Entwicklung psychodynamischer Hypothesen erlaubt.¹

Ein 25-jähriger Mann sucht Beratung, nachdem seine langjährige Partnerin anlässlich eines studienbedingten Auslandsaufenthaltes die Beziehung zu ihm in Frage gestellt habe. In der Folge entwickelte er eine Panikstörung mit heftigen Angstattacken, Herzrasen, Nervosität und

¹ Ich danke Frau Gerling für die Überlassung des Fallmaterials.

dem drängenden Gefühl, „weglaufen“ zu müssen. Aufgrund der drohenden Trennung habe er seine Diplomprüfung verschieben müssen, da er sich aufgrund seiner unkontrollierbaren inneren Unruhe nicht in der Lage sah, sein Lernpensum bewältigen zu können, auch ein bereits bestehendes Jobangebot in einer anderen Stadt habe er abgelehnt. Auf Nachfrage der Beraterin beschreibt der Klient, dass er bereits während der Pubertät unter Panikattacken gelitten habe, Auslöser dafür kann er nicht erinnern. In der Partnerbeziehung sei es immer wieder zu Schwierigkeiten gekommen, weil seine Freundin ihm vorwerfe, keine Gefühle zu zeigen. Auf Nachfrage wird deutlich, dass Sexualität in der Beziehung keine allzu große Rolle spiele, wichtiger sei ihnen, miteinander zu kuscheln. Der Klient wuchs bei seiner allein erziehenden Mutter auf, die aufgrund der eigenen Berufstätigkeit ein hohes Maß an Selbständigkeit von ihm erwartete. Schon früh wurde er fremd betreut, entweder durch Großeltern oder in der Kindertagesstätte. Der Klient beschreibt sich selbst als »schwieriges Kind«, er sei sehr exzessiv im Ausdruck seiner Gefühle gewesen und habe viele Probleme in der Schule und in der Familie gemacht. Im Laufe seiner Entwicklung übernahm er zunehmend eine führende Rolle, vermittelte bei Konflikten der Mutter und unterstützte sie als „Projektleiter“ im 18. Lebensjahr beim Bau eines gemeinsamen Hauses. Zum Vater habe bis zum Tod des Großvaters im 17. Lebensjahr kein Kontakt bestanden. Den danach vom Klienten geäußerten Kontaktwunsch lehnte der Vater nach einem einmaligen Treffen ab.

Bei diesem Klienten lässt sich unschwer eine Angstsymptomatik mit Krankheitswert diagnostizieren, die ihn daran hindert, seine Lebensziele (Studienabschluss, Berufstätigkeit) zu verfolgen. Psychodynamische Hypothesen zum vertieften Verständnis möglicher Hintergründe dieser Störung reflektiert die Beraterin, die mit diesem Klienten gearbeitet hat, in ihren diagnostischen Überlegungen folgendermaßen: sie beschreibt den Autonomie-Abhängigkeitskonflikt des Klienten und seinen »Zusammenbruch« als Ergebnis der Reaktualisierung seiner Objektverlustangst durch die drohende Trennung der Freundin. Sie erwähnt weiter die große Anpassungsbereitschaft des Klienten als Ausdruck der Fixierung der Autonomieentwicklung und seinen Versuch, sein unsicheres Selbsterleben und seine Verlustängste mit Hilfe von Idealisierung und kompensatorischen Größenfantasien zu bewältigen. Das auffallende Fehlen aggressiver Impulse führt die Beraterin auf die ausgeprägte Verlustangst zurück und vermutet in der aggressiven Gehemmtheit des Klienten einen innerpsychischen Schutz der für ihn überlebensnotwendigen Beziehung zur Mutter. Diese stellte zugleich aber eine gefährliche Versuchung für den Klienten dar, so dass nicht nur aggressive, sondern auch libidinöse Impulse abgewehrt werden müssen. Neben diesen triebdynamischen Überlegungen beschreibt die Beraterin den Klienten als pseudo-unabhängige narzisstische Persönlichkeit, der bestrebt ist, seine tiefen Einsamkeitsgefühle und den depressiven Grundkonflikt mit Hilfe seiner »Grandiosität« abzuwehren.

Je nachdem, in welchem Setting und mit welcher Methode mit diesem Klienten gearbeitet wird, ergeben sich je unterschiedliche Foki und Behandlungsziele:

Beratungs- und Therapieziele

Beratung:	Entwicklung eigener Haltungen und Meinungen und die Kontaktaufnahme zu Gefühlen, insbesondere zu Gefühlen von Kränkung, Enttäuschung und Schwäche. (Vorbewusster Fokus)
Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie:	Zulassen und Bearbeitung abgewehrter Aggressionen (der Mutter und Frauen gegenüber) und Wahrnehmung der Inszenierung narzisstischer Aggressionen. Wahrnehmung der ödipalen Verstrickung mit der Mutter. (Dynamischer Fokus)
Psychoanalyse:	Neben den Inhalten des dynamischen Fokus: Wiederbelebung der frühen Erfahrungen von Unbezogenheit und „Nicht-Existenz“ und Integration dieses Erlebens in die Persönlichkeit. („primärprozessbezogener“ Fokus)

An diesem, wenngleich schematischen Beispiel wird deutlich, dass bei vergleichbaren Ausgangsbedingungen (krankheitswertige Symptomatik) eine Differenzierung von Beratung und Psychotherapie über die Therapie- und Beratungsziele ohne weiteres vorgenommen werden kann. Zwar kann es auch hier in der Praxis zu Überschneidungen kommen, indem der Klient im Beratungsprozess z.B. mit abgewehrten aggressiven Gefühlen in Kontakt kommt, es wäre jedoch nicht das Ziel einer Beratung, diese in ihrer aktiven und passiven Form vertieft zu bearbeiten. Dasselbe gilt für die Abwehr sexueller Impulse: auch hier können in der Beratung, wenn vom Klienten thematisiert, seine sexuellen Ängste zum Thema werden, allerdings ohne deren ödipalen Hintergrund bewusst zu machen. Ebenso würden die frühen Kontakt- und Bindungsstörungen nicht in der Übertragungsbeziehung intensiviert und vertieft bearbeitet, sondern, sofern nötig, benannt und dem Klienten als sinnstiftende Verstehensperspektive seiner Schwierigkeiten zur Verfügung gestellt.

Entsprechend der bewusstseinsnahen Zielformulierung in der Beratung wurde mit diesem Klienten ein Beratungskontrakt formuliert, der neben Settingfragen vor allem die dem Klienten bewusst zugänglichen Beratungsziele in möglichst konkreter Form benennt. An diesem Beispiel aus der Praxis wird deutlich, dass für diesen Klienten unter dem Aspekt der krankheitswertigen Symptomatik und der Psychodynamik der Störung auch eine Indikation zu einer Psychotherapie bestanden hätte, diese Option für der Klienten aber auf dem Hintergrund seiner subjektiven Krankheitstheorie nicht zur Diskussion stand. Seine Einschätzung ist geprägt von seinem Gefühl der Verunsicherung über die Angstsymptomatik, von seiner Angst vor den Trennungsabsichten seiner Freundin und seiner Befürchtung, ohne den Rückhalt in dieser Beziehung seine Leistungsfähigkeit zu verlieren. Eine hinter der Symptomatik liegende seelische Krankheit nimmt der Klient nicht wahr. Seine subjektive Krankheitstheorie bezieht sich nicht auf die Frage, inwiefern er möglicherweise als vaterlos aufgewachsener junger Mann mit einer engen Mutterbindung und hohen Loyalitätsverpflichtungen ihr gegenüber in der Entwicklung autonomer Fähigkeiten so weitgehend eingeschränkt wurde, dass er den Anforderungen des Erwachsenenlebens nicht gewachsen ist. Er bezieht sich auf die Symptomebene und auf die aus seiner Autonomiehemmung resultierenden

Beeinträchtigungen, ohne diese als Ausdruck einer Krankheit zu erleben oder zu beschreiben. Für diesen Klienten könnte gerade das Vermeiden einer Krankheitsdiagnose ausschlaggebend für seine Entscheidung für eine Beratung gewesen sein. Der Berater hat die Freiheit, sich der subjektiven Krankheitstheorie des Klienten anzuschließen und dessen Wunsch, mit seinen Gefühlen besser zurechtzukommen zu wollen, als möglichen Beratungsauftrag anzunehmen, auch wenn er um die psychodynamisch gravierenden inneren Konfliktbereiche des Klienten weiß.

5. Methoden und Prozesse

Die beschriebenen Unterschiede in den Zielsetzungen von Beratung und Psychotherapie haben konsequenterweise unterschiedliche methodische Zugänge zu den Problemen des Klienten zur Folge. Im Prinzip zielt Beratungsmethodik im Einklang mit den oben formulierten bewusstseinsnahen Beratungszielen darauf ab, den bewussten Dialog mit dem Klienten zu fördern. Dies wird initiiert, indem der Berater sich mit seinen Interventionen im Wesentlichen auf die ichfunktionale Ebene des Klienten bezieht. Bewusstseinsferne oder dem Klienten unbewusste Aspekte sind dem Berater bekannt, gleichwohl thematisiert er diese nur in sehr kontrollierter Weise. Dies unterscheidet die Beratungsmethodik ganz wesentlich von therapeutischen Prozessen, in denen weitaus stärker ein unbewusster Dialog intendiert und gefördert wird. Insofern dienen Interventionen in Beratungen stärker dazu, das progressive Potential des Klienten zu unterstützen, während im Rahmen von Therapie der Initiierung regressiver Prozesse ein größeres Gewicht verliehen wird. Methodisch hat die Betonung von Progression einen aktiveren Umgang des Beraters mit Verstandenem zur Folge. Indem Verstehen in der Beratung schneller artikuliert wird entwickelt sich im dialogischen Prozess mit dem Klienten ein gemeinsames Konfliktverständnis, auf dessen Grundlage seine Ressourcen wahrnehmbar und zur bewussteren Konfliktbewältigung genutzt werden können.

Die unterschiedlichen Zielsetzungen von Beratung und Psychotherapie beeinflussen auch die Handhabung von Übertragungsprozessen. Während die Therapiebeziehung eher frühkindliche Übertragungshaltungen forciert, ist die Beratungsbeziehung stärker horizontal strukturiert und im Prinzip als partnerschaftliches Beziehungsangebot konzipiert. Der Berater bietet sich in seinem Selbstverständnis weniger als Objekt frühkindlicher Übertragungswünsche an, sondern ist gleichsam ein konsequenter Förderer der Selbstheilungskräfte des Klienten (siehe Volger 1997).

Entsprechend der umgrenzten Ziele ist auch der Stundenumfang von Beratung enger gefasst als der der Psychotherapie. Die Zeitbegrenzung kann eine außerordentlich produktive Rahmenbedingung sein, da sie sowohl den Berater als auch den Klienten nötigt, sich thematisch zu fokussieren. Zugleich besitzt sie ein ressourcenaktivierendes Potential, indem sie implizit vermittelt, dass dem Klienten zugetraut wird, sein Problem innerhalb eines überschaubaren zeitlichen Rahmens zu lösen. Indem Beratung Progression zugunsten von Regression fördert, können Lösungen entwickelt werden, die dem Klientenbedürfnis nach Veränderung einer belastenden Lebenssituation unmittelbar Rechnung tragen.

Gleichwohl gibt es auch Prozesse, in denen eine intensive Bearbeitung früher Beziehungsmodi im Rahmen einer Psychotherapie eine Veränderung der konfliktreichen Gegenwart nicht möglich ist. Dann kann es zu einer Verschränkung von Beratung und Psychotherapie kommen, wenn z.B. deutlich wird, dass das bewusstseinsnahe Vorgehen der Beratung und die oft relativ kurzen Beratungsprozesse nicht ausreichen, um das Problem des Klienten zufriedenstellend zu bearbeiten. Hat der Klient durch seine Erfahrung mit einem

kompetenten Berater eine Orientierung entwickelt, dass eine vertiefte Beschäftigung mit innerpsychischen Prozessen hilfreich ist, wird er in der Lage sein, sich trotz aller Anforderungen einen Therapieplatz zu suchen. Insofern ist Beratung kein Ersatz für längerfristige Therapieprozesse, sie kann aber durch ihre Niedrigschwelligkeit dazu beitragen, dass Hilfe und Unterstützung allen Menschen zuteil wird, die diese wünschen und benötigen. Eine hilfreiche Beratungserfahrung und das entstandene Vertrauen in professionelle psychologische Unterstützung kann den notwendigen Schritt in eine längerfristige Psychotherapie erleichtern, manches Mal sogar erst ermöglichen. In beiden Fällen kann Beratung unabhängig von zweifelhaften Indikationskriterien einen Beitrag leisten, dass Hilfe angenommen wird und Leiden nicht chronifiziert.

6. Versorgungsspektrum und Versorgungsauftrag von Beratung

An dieser Stelle wird deutlich, dass Beratung mehr und anderes ist als eine Kurzversion von Psychotherapie. Der Versorgungsauftrag von Psychotherapeuten ist in erster Linie der Krankenversorgung verpflichtet. Dafür erwerben sie vertiefte Kenntnisse in einer Therapiemethode, die sie als Spezialisten zumeist im Einzelsetting, oft aber auch im Gruppensetting ausüben. Der Versorgungsauftrag von Beratungsstellen ist weitaus umfangreicher und umfasst neben kurativen ebenso präventive, edukative und rehabilitative Aufgaben. Dieser auf das gesamte Spektrum menschlicher Beeinträchtigungen und Störungen abzielende Versorgungsauftrag beinhaltet neben der klassischen

Einzelberatung (konfliktzentriert und strukturbezogen)

Paarberatung, Trennungsberatung bis hin zur Mediation, Beratung im Kontext von Gewaltpaaren, gerichtsnahe Beratung von Elternpaaren bei Kindeswohlgefährdung

Familienberatung, in der ganze Familiensysteme beraten werden

Erziehungsberatung, die das gesamte Spektrum von der Beratung von Eltern bis hin zur Beratung von Kindern und Jugendlichen beinhaltet und

Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung, die alle inneren und äußeren Konflikte im Kontext von Schwangerschaft bearbeitet.

Im **präventiven und edukativen Bereich** werden Gruppenangebote zur Förderung der Bindungsentwicklung zwischen Eltern und Kindern gemacht (z.B. SAFE-Kurse), es werden Elterngruppen in ihrer Fähigkeit unterstützt, den Umgang mit ihren pubertierenden Kindern zu verbessern oder Eltern für die Kommunikation mit ihren jüngeren Kindern sensibilisiert (z. B. Starke Eltern-starke Kinder).

Im **rehabilitativen Bereich** werden u.a. Trauergruppen für Betroffene und Angehörige angeboten, es existieren Gruppen für Kinder psychisch kranker Eltern und Gruppen für Suchtkranke und ihre Angehörigen.

Beratung hat die Aufgabe, Menschen in Not in ihrer Lebenswirklichkeit, ihren Bedürfnisse und oft auch in ihren eingeschränkten Möglichkeiten ein Angebot zu machen, das ihnen Unterstützung bei der Bewältigung ihrer Krisen, Beschwerden oder Belastungen eröffnet. Dementsprechend werden Berater mit einer enormen Bandbreite von Konflikten, Persönlichkeitsstrukturen, Störungen und Symptomatik konfrontiert, die von sozialen Schwierigkeiten, wie sie im Psychotherapeutengesetz für Beratung vorgesehen sind, über psychische Befindlichkeiten bis hin zu schweren seelischen und körperlichen Symptomen und Persönlichkeitsstörungen mit all ihren destruktiven sozialen Auswirkungen reichen. Nicht umsonst werden Beratungsstellen inzwischen als Orte wahrgenommen, die, anders als in Niederlassung geführte Praxen von Psychotherapeuten, eine Widerspiegelung gesellschaftlicher Themen und Prozesse repräsentieren. Hier finden die wesentlichen

Lebensprobleme und -konflikte der Menschen in ihrer Vielfalt und Komplexität einen Raum, hier werden sie mit Hilfe spezifischer Angebote von Beratenden beantwortet, die sich des Konfliktpotentials bewusst sind, das sich aus der lebenslangen Verflechtung von Eltern und Kindern in den verschiedenen Lebenssituationen und –phasen konstellieren kann.

Um all diesen Anforderungen gerecht zu werden muss der Berater, im Gegensatz zum Psychotherapeuten, ein Generalist sei. Vor dem Hintergrund einer breiten fachlichen Kompetenz muss er in der Lage sein, das für den Klienten zum gegebenen Zeitpunkt jeweils angemessene Beratungskonzept zu entwickeln. Dies setzt voraus, dass er nicht nur über ein breites methodisches Spektrum verfügt, wie z.B. die Arbeit in unterschiedlichen Settings, sondern auch über eine weit gefächerte diagnostische Kompetenz, die es ihm erlaubt, jeden Einzelfall mit seiner individuellen Problematik angemessen zu unterstützen. Dies wird gewährleistet durch integrierte Beratungsangebote, in denen durch interdisziplinäre Zusammenarbeit Fallverstehen aus der Perspektive unterschiedlicher Professionen entwickelt wird, aber auch durch die Breite der methodischen Kompetenzen über die Beratende in der Regel verfügen. So sind Berater also nicht nur mit Blick auf die Weite ihres Tätigkeitsfeldes Generalisten, sondern auch mit Blick auf die notwendige Breite ihrer methodischen Kompetenzen und ihrer Fähigkeit, für den jeweiligen Klienten das jeweils angemessene Unterstützungsangebot zu entwickeln.

7. Flexibilität als wesentliches Strukturmerkmal

Um diesen Versorgungsauftrag gerecht zu werden ist Beratung nicht nur durch eine große Angebotsbreite sondern auch eine hohe Flexibilität seiner Angebote charakterisiert.

Flexibilität des zeitlichen Rahmens: Für viele Klienten ist der enge zeitliche Rahmen einer Psychotherapie beengend und kann angesichts einer hohen sozialen und beruflichen Einbindung eher als Behinderung denn als Unterstützung erlebt werden. Für diese Klienten ist die große Flexibilität von Beratungssettings von hoher Attraktivität, da Stunden in Anspruch genommen werden können, wenn und solange ein Problem vorliegt, ein für Psychotherapie untypisches Vorgehen. Klienten in Beratungsprozessen behalten demnach weitgehend ihre Autonomie und werden nicht genötigt, sich auf eine intensive therapeutische Beziehung einzulassen, was sie dazu veranlassen könnte, keine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Flexibilität des Settings: Das Setting der Beratungspraxis ist weitaus flexibler gestaltet als das der Psychotherapie, die klassischerweise im Zweiersetting arbeitet. Je nach Konfliktlage des Klienten können in der Beratung Settings vereinbart werden, die alle Konfliktpartner einbeziehen. Stehen Kommunikations- und Beziehungsprobleme im Vordergrund, wird der Berater eine Paarberatung im Dreiersetting vorschlagen, ein Setting, das im Rahmen der Richtlinienpsychotherapie explizit ausgeschlossen ist, da Beziehungsprobleme keine Indikation für eine Psychotherapie darstellen. Es kann sich aber auch um eine Erziehungsberatung handeln, in der bei Bedarf neben den Eltern auch Kinder und andere Familienmitglieder einbezogen werden können.

Da die sozialrechtlichen Regularien, wie sie im Gesundheitswesen vorzufinden sind entfallen, kann in der Beratung den Bedürfnissen der Klienten weitaus mehr entsprochen werden. Beratung stellt ein „fraktioniertes“ Angebot dar und kann in konflikthaften Lebenslagen

immer wieder aufgesucht werden. Diese Option existiert im Rahmen von Psychotherapie, die dem Ideal einer abgeschlossenen Verarbeitung von Konflikten folgt, so nicht. Auf diese Weise gewinnt das Angebot der integrierten, familienorientierten Beratung „symbolische



Repräsentanz“ im Lebenszyklus (Roessler 1998, S.189) und die Beratungsstelle als Institution den Charakter einer „sicheren Basis“ (Morbitzer 2006), die Klienten als Sicherheit vermittelnden Ort erleben, selbst dann, wenn sie nicht unmittelbar ein Beratungsangebot in Anspruch nehmen.

Aus den vorangegangenen Überlegungen wird deutlich, dass Beratung weder ein defizitäres Angebot darstellt noch durch Psychotherapie zu ersetzen ist. Im Gegenteil, beide Disziplinen befinden sich in einem Ergänzungsverhältnis, in dem die Defizite des einen durch die Stärken des anderen vervollständigt werden können. So wäre es im Sinne einer guten Patientenversorgung ausgesprochen wünschenswert, wenn es ein psychotherapeutisches Angebot geben könnte für Fälle, die einer längeren und vertieften psychodynamischen Bearbeitung bedürfen, umgekehrt ist es immer hilfreich, wenn Klienten, deren Anliegen sich auf das breite Feld intergenerationeller Konfliktlagen bezieht an eine kompetente Beratungsstelle überwiesen werden können. Das Selbstverständnis der beiden Disziplinen müsste sich dann nicht in unfruchtbaren Abgrenzungsdebatten bewähren, sondern könnte sich auf die Wahrnehmung der jeweiligen Stärken, aber auch Grenzen des eigenen Versorgungsangebotes beziehen. Dies könnte eine neue Basis der Kooperation darstellen, die weder durch ökonomische Bedürfnisse, noch durch zweifelhafte inhaltliche Debatten gekennzeichnet ist, sondern in erster Linie dem Wohl des Klienten dient.

Literatur:

Dietzfelbinger, M.; Oetker-Funk, R.; Struck, E. & Volger, I. (2003): Der lange Weg vom guten Rat zur fachlichen Psychologischen Beratung. Das psychologische Beratungsangebot der Kirchen. In: Oetker-Funk, R.; Dietzfelbinger, M.; Struck, E. & Volger, I. [Hrsg.]: Psychologische Beratung : Beiträge zu Konzept und Praxis. Freiburg/Br. : Lambertus. S. 15-35.

Großmaß, R. (2004): Psychotherapie und Beratung. In: Nestmann, F. [Hrsg.]: Handbuch der Beratung. Tübingen : DGVT-Verl. S. 89-102.

Hohage, R. (2000): Analytisch orientierte Psychotherapie in der Praxis : Diagnostik, Behandlungsplan, Kassenanträge. Stuttgart; New York : Schattauer.

Houben, A. (1975): Klinisch-psychotherapeutische Beratung. München : Reinhardt.

Liebertz, K. (1998): Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie. Deutsches Ärzteblatt 95, 1909-1912.

Morbitzer, L. (2006): Die Beratungsstelle als „sichere Basis“. Wege zum Menschen 58 (2), 170-182.

Roessler, I. (1998): Qualitätsmerkmale integrierter Beratungsstellen. In: Dietzfelbinger, M. & Haid-Loh, A. [Hrsg.]: Qualitätsentwicklung, eine Option für Güte. Bd. 1. Berlin : EZI. S. 188-193.

Volger, I. (1997): Tiefenpsychologisch orientierte Beratung. Wege zum Menschen 49 (4), 213-230.



Die Bedeutung der Erziehungs-, Familien- und Lebensberatung für die psychosoziale Versorgung Erwachsener aus Sicht des Caritasverbandes

Renate Pies

Diplompsychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Leiterin der Beratungsstelle

Die Paar-, Familien- und Lebensberatung unterscheidet sich von der Erziehungsberatung dahingehend, dass es ein Angebot für Einzelpersonen über 27 Jahre und Paare ohne Kinder, bzw. mit Kindern über 18 Jahren ist.

Liebe und Partnerschaft sind überdauernde zentrale Lebensthemen. Wünsche und Hoffnungen auf Verbundenheit, Beständigkeit, Schutz, Verlässlichkeit u. a. bewegen auch den „modernen Menschen“. Das Gelingen von Partnerschaft ist sowohl für den einzelnen Ratsuchenden als auch für Paare von hoher Relevanz. Krisen in der Partnerschaft und scheinbar nicht zu bewältigende Konflikte haben direkte Auswirkungen auf das körperliche und seelische Wohlbefinden. Es sind aber auch gesellschaftliche Auswirkungen auszumachen, betrachtet man z. B. die demografische Entwicklung, steigende Pflegekosten, Scheidungsfolgen u. ä. Menschen, die die Paar- und Lebensberatung aufsuchen sind beispielsweise:

- Jüngere Paare/Einzelle, die sich fragen, ob sie sich miteinander auf eine dauerhafte Partnerschaft einlassen wollen/können
- Paare/Einzelle, die mit Fragen von Kinderwunsch und Familiengründung konfrontiert sind
- Paare/Einzelle, die in der „empty-nest“- Phase nach einem neuen Sinn ihrer Partnerschaft suchen
- Paare/Einzelle, die nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben in ihrer Partnerschaft und ihrem Leben neue Perspektiven entwickeln wollen

Die Paar- und Lebensberatung ist ein eigenes Angebot des Caritasverbandes für das Erzbistum Berlin e.V. ohne staatliche oder kassenärztliche Finanzierung, jedoch gibt es Schnittstellen zu der Erziehungs- und Familienberatung des Caritasverbandes. Aus fachlicher Sicht ist die Erziehungs- und Familienberatung umkreist und eingebettet von der Paar- und Lebensberatung. Klare Abgrenzungen ergeben sich ausschließlich durch die Finanzierungsmöglichkeiten. Sobald Paare oder Einzelne Eltern werden und Hilfe brauchen, wird die Notwendigkeit einer Beratung über eine KJHG Finanzierung abgedeckt.

Die Erziehungs- und Familienberatungsstellen des Caritasverbandes haben eine klare Aufgabentrennung zu KJHG finanzierten Leistungen und sichern den Erhalt der Paar- und Lebensberatung durch eine eigene Finanzierung und einen eigenen Arbeitsablauf. Außerdem ermöglicht uns die deutliche Trennung der Dienste eine fachliche Differenziertheit im Sinne einer Spezialisierung und besseren Nutzung vorhandener Ressourcen. Der Dienst tritt deutlich mit dem Anliegen der Refinanzierung über Spenden nach außen, ohne sich dem Verdacht der Doppelfinanzierung auszusetzen.



Im Zuge dessen ist es von Vorteil, wenn für die Paar-, Familien- und Lebensberatung ein entsprechend qualifiziertes Personal vorhanden ist. Durch ihre spezielle Ausbildung in Paar-, Familien- und Lebensberatung sind die Caritas-Honorarmitarbeiter seit Jahren geschult, die spezielle Beziehungsdynamik eines Paares zu erkennen und zu beeinflussen, ebenso wie die individuelle Konfliktdynamik einzelner Ratsuchender. Aus diesem Grund werden diese Anmeldungen von den freiberuflichen Beratern/Therapeuten mit EFL-Ausbildung beraten und die geleisteten Beratungsstunden stellen sie als selbstständige Mitarbeiter in Rechnung.

Anmeldeverfahren und Fallverteilung

Die Anmeldungen erfolgen telefonisch oder über die offene Sprechstunde. Die innerhalb der Woche eingegangenen Anmeldungen werden mit den notwendigen Informationen für die Erstberatung auf einem Klientenstammblatt festgehalten. Dabei wird der gewünschte Termin ebenfalls notiert. Die Anmeldungen, die eindeutig als Paar- und Lebensberatungsfälle erkennbar sind, werden schnell an die Honorarkräfte weitergeleitet. Unklare Anmeldungen werden unter fachlichen Überlegungen im Team besprochen und werden dann entsprechend an die verschiedenen Dienste im Caritashaus übergeben.

Clearing

Hat eine Honorarkraft einen Fall übernommen, dann steht am Anfang jeder Beratung ein diagnostisches Gespräch mit den Ratsuchenden zur Verfügung, in dem gemeinsam versucht wird, anhand einer differenzierten Betrachtung der Konfliktsituation/Symptomatik ein möglichst geeignetes und indiziertes Hilfsangebot zu finden. Aus dieser ersten diagnostischen Einschätzung resultiert das weitere Vorgehen. Zuvor müssen, spätestens nach den drei ersten Gesprächen, folgende Fragen geklärt sein:

- Ist dieser Fall prognostisch günstig für eine Beratung, weil die vorhandenen psychischen, intellektuellen Ressourcen für die begrenzte Dauer einer Beratung ausreichen, oder ist eine langfristige, individuelle Behandlung der Probleme, z.B. im Rahmen einer Psychotherapie außerhalb der Einrichtung, erforderlich?
- Haben die Ratsuchenden spezielle Probleme und Fragen, die nur in einer katholischen oder kirchlichen Einrichtung behandelt werden können (z.B. mit einer kirchlichen Sozialisation, mit deren ethischen Normen, mit Sinnfragen usw.)?

Nach der Clearingphase entscheidet die Fachkraft selbständig, in unklaren Fällen in Absprache mit dem Team der Honorarkräfte, welche der weiterfolgenden Maßnahmen in Betracht kommen:

Weitervermittlung zur Individualtherapie, bzw. Motivationsstärkung zur Psychotherapie.

Bedingungen der Paar- und Lebensberatung

Die Beratung erfolgt nach den Richtlinien der Paar-, Familien- und Lebensberatung, wie sie von der Bundesarbeitsgemeinschaft für EFL Beratungen festgeschrieben wurde. Ihre Grundbedingungen sind tiefenpsychologisches Konfliktverständnis, Ziel- und Ressourcenorientierung bei der gemeinsamen Suche nach Lösungen und Aufbau sowie Aufrechterhaltung der Beratungsbeziehung. Die Beratungsdauer variiert zwischen 5 bis 10 Sitzungen.



Wichtig sind eine klare Auftragsklärung, fokussiertes Arbeiten und effektives Arbeiten an gemeinsamen Zielen. Die Berater nehmen regelmäßig an Fortbildungen, Fallbesprechungen und Supervision teil, um ihre Kompetenzen zu festigen und zu erweitern, ihr berufliches Handeln zu reflektieren und neue Techniken der Intervention zu erlernen.

Auch bezüglich der interkulturellen Kompetenz sind sich die Berater ihrer eigenen soziokulturellen und historischen Prägungen bewusst und sind offen für fremde Kulturkreise und deren Lebensformen, Werte, Normen und Denkmuster. Auch der Erwerb beraterrelevanter Informationen gehört zur Erweiterung der fachlichen Kenntnisse dazu. Dabei werden die eigene Befangenheit und deren Einfluss auf das beraterische Handeln als Reaktion auf fremde Kulturkreise reflektiert.

Insbesondere die Beratung binationaler Paare bedarf einer Kompetenz, im Sinne spezieller Kenntnisse über die jeweilige Herkunftskultur der Partner, die zu erwerben sind, will man den Vorsatz der Allparteilichkeit einhalten können.

Abschluss und Dokumentation

Die Beratung wird beendet, wenn sich der Ratsuchende, bzw. das Paar aus ihrer Konfliktsituation herausgearbeitet haben, indem sie die Störung auslösenden Verhaltensweisen, Einstellungen und dysfunktionalen Problemlösungsmuster erkannt, verstanden und verändert haben.

Möglicherweise entschließen sich manche Hilfesuchende auch zu einer weiterführenden, ambulanten Kassentherapie. Bei der Suche nach weiterführenden Hilfsformen können sich die Klienten von den Beratern ebenfalls Unterstützung holen. Dies kann eine Weiterverweisung zu anderen Beratungsdiensten (z. B. Suchtberatung, Schuldnerberatung, Sozialstation, Schwangerschaftsberatung, allgemeine Soziale Beratung, Adoptions- und Pflegekinderdienst) sein.

Die Berater halten die Kontaktdaten der Beratung für die BAG Bundesstatistik fest. Nach Abschluss einer Beratung werden die Daten entsprechend der Statistik anonymisiert erfasst und nach Ablauf eines Jahres werden alle Aufzeichnungen vernichtet (Datenschutz).

Finanzierung und Spendenpraxis

Die Mittel für die Paar-, Familien- und Lebensberatung werden aus der Erhebung von Spenden gedeckt.

Die eingenommenen Spenden werden ausschließlich für die Bezahlung der Honorarmitarbeiter der Paar-, Familien- und Lebensberatung verwendet. Die Berater weisen im Erstgespräch daraufhin, dass jede Spende uns hilft, das Angebot für alle Klienten sowie für Bedürftige und Mittellose, die auch hier zur Beratung kommen, die von keinem psychosozialen System Hilfe bekommen (weder Krankenkassen, noch öffentliche Einrichtungen) auch angemessen zu beraten. Es ist hier zu betonen, dass Spenden aber freiwillige Leistungen sind, die nicht unter irgendeinem Druck erfolgen dürfen.

Die Einnahme der Spenden kann gegen Aushändigung einer einfachen Quittung erfolgen. Am Ende der Beratung wird eine Spendenbescheinigung des Caritasverbandes für das Erzbistum Berlin e.V. über die Gesamtsumme dem Spender zugeschickt.

Im Verlauf der letzten Jahre zeichnet sich eine steigende Nachfrage nach professioneller Hilfe bei Problemen und Krisen in Lebens- und Partnerschaftsbeziehungen in unserer Erziehungs- und Familienberatungsstelle ab. So erreichen wir mit unserem Angebot außerhalb der Erziehungsberatung ca. 100 bis 120 ratsuchende Klienten im laufenden Jahr. Diese Zahlen machen deutlich, dass die Paar- und Lebensberatung ein wichtiger Bestandteil der psychosozialen Versorgung in unserer Stadt ist.



„Ehe- und Lebensberatung als präventive Seelsorge?“²

Dr. Ulf Harder

Theologische Fakultät, Ernst Moritz Arndt Universität Greifswald

Ausgangspunkt – Prävention im Spiegel humanwissenschaftlicher Erkenntnis

Das Wissen um die Notwendigkeit von Prävention für die Sicherung unserer Lebensvollzüge begegnet uns an vielen Orten. Das „Zuvorkommen“ (lat.: *praevenire*) von Unerwünschtem besitzt eine unmittelbar überlebenssichernde Funktion. Nicht nur bei Fragen der inneren Sicherheit, zum Schutz vor äußeren Angriffen, sondern auch im Rahmen der individuellen und der gemeinschaftlichen Gesundheitsfürsorge lassen sich durch die Menschheitsgeschichte hindurch mühelos Beispiele aufzählen, die Maßnahmen zum Schutz des menschlichen Lebens hervorheben. Beispielhaft sei nur an das Impfwesen oder an den Schutz vor Pest und Cholera durch Körper- und Nahrungsmittelhygiene gedacht. Dabei kann in Abstufung verschiedener Risikogruppen die Verhinderung von Risikofaktoren und die Stärkung von spezifischen oder unspezifischen Schutzfaktoren gleichermaßen im Begriff „Prävention“ subsumiert werden.

Auch für den Bereich der Trennungs- und Scheidungsprävention und der Prävention von chronisch destruktiven Partnerschaftskonflikten ist spätestens seit den 1980er Jahren mit dem Aufkommen salutogenetischer Ansätze³ der validierte Kenntnisstand von Risiko- und Schutzfaktoren in verschiedenen humanwissenschaftlichen Disziplinen angewachsen. Allerdings spiegelt sich dies bestenfalls zögerlich auch in der politischen und kirchlichen Förderung entsprechender Angebote nieder. Dadurch werden deren gesellschaftliche Bekanntheit und Akzeptanz gebremst. Letztlich geschieht dies auf Kosten der Betroffenen, den stark konfliktbelasteten Paaren und Scheidungswaisen.

Martin Koschorke hat auf dem Hintergrund seiner langjährigen Erfahrung in der Paarberatung die Beobachtung stark gemacht, dass sich die meisten Paare offenbar zu früh trennen.⁴ Häufig wird das Handtuch geworfen, weil anvisierte Alternativen attraktiver anmuten als das Ringen um den Erhalt der Beziehung. Er verwendet daher gern das Bild des Autofahrens und des Führerscheins, um zu illustrieren, wie wichtig eine frühzeitige Einführung in den Beziehungsverkehr und nötige (hilfreiche) Verkehrsregeln seien.

Nun funktionieren Menschen nicht wie Autos und für die Gestaltung eines dauerhaften und erfüllenden partnerschaftlichen Miteinanders gibt es trotz allen Erkenntnisgewinns keine einheitliche Straßenverkehrsordnung. Die Wirklichkeit ist bunter. Anstehende Herausforderungen und hilfreiche Wege zu einem lebensstärkenden Miteinander für Einzelne, Paare und Familien liegen meist nicht klar auf der Hand.

² Vortrag gehalten beim Fachtag: Ehe- und Lebensberatung als „Frühe Hilfe“!? Zur Zukunft der ELB innerhalb der Institutionellen Beratung der Ev. Kirche und ihrer Diakonie am 29. Oktober 2012, Berlin. Die folgenden Ausführungen basieren auf ausführlicheren Untersuchungen, dargelegt in: Harder, U., Prävention in der Seelsorge. Vorgestellt am Beispiel der Eheseelsorge, Neukirchen-Vluyn 2012.

³ Vgl. z.B. Antonovsky, A., Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit, Tübingen 1997.

⁴ Vgl. Koschorke, M., Wie Sie mit Ihrem Partner glücklich werden, ohne ihn zu ändern: Führerschein für Paare, Freiburg 2011.



Andererseits sind nicht alle Probleme neu. Manches Verhaltensmuster wiederholt sich. Was die Stabilität und Beziehungszufriedenheit für Paare und Familien erhöht und die Risiken mindert ist u.a. in sozialpsychologischer Hinsicht gut erforscht, z.B. welche Kommunikation von vielen Menschen als förderlich, konstruktiv und wertschätzend empfunden wird oder welches Kommunikationsverhalten sich meist als hinderlich erweist oder welche Einstellungsmuster häufiger mit einer Verbesserung der Beziehungszufriedenheit verbunden sind.⁵

Gerade hinsichtlich beziehungsstabilisierender Kognitionen hat sich auch die theologische Perspektive als essentieller Gesprächspartner erwiesen. So hat Cornelia Coenen Marx auf einem Fachtag des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD im Februar 2012 erst wieder unterstrichen, dass die Suche nach Maßnahmen zur Stärkung von Ehen- und Familien auf der Spur bundes- und segentheologischer Ansätze erfolgen sollte: „Vom Schöpfungssegens über den Regenbogen und den Sinaibund bis zu Taufe und Berufung geht es um die Entsprechung zum Segens- und Versöhnungshandeln Gottes in unserem menschlichen Miteinander.“⁶

Wenn man nun als Theologe in die soziologische und sozialpsychologische Forschung Einblick nimmt und Studien zu Risiko- und Protektivfaktoren für eheliche Zufriedenheit und Stabilität wahrnimmt, erlebt man überraschenderweise das eine oder andere Déjà-vu. Unweigerlich wird man erinnert an das im Alten Testament dargestellte Ringen Gottes um seine auserwählte Geliebte, sein Volk Israel. Da gibt es Erklärungen inbrünstiger Liebe, unentrinnbares voneinander Angezogenensein, Ekstase der Begegnung, Vereinbarungen zur Gestaltung des Miteinanders, Orte der Begegnung werden abgesprochen, Treueschwüre, Bundesversprechen, Bundeszeichen, himmlische Herrscharen singen das Lob der Zugehörigkeit. Da gibt es aber auch Treuebrüche, attraktive fremde Götter, die die Aufmerksamkeit an sich ziehen, Geschichten von Versagen, Missgunst, Eifersucht, Zorn, Vergeltung, Bestrafung, Kommunikationsabbruch, die vier oder fünf apokalyptischen Reiter prägen die Kommunikation. Das Leben erstirbt. Beide Partner leiden und finden doch keinen Weg zueinander. Da gibt es den finalen Bruch. Die gesamte gemeinsame Geschichte soll vertilgt werden in den Wassern der Sintflut. Da gibt es dennoch einen Rettungsversuch im Rettungsfloß der Arche. Immer wieder gibt Gott seine Hoffnung nicht auf und erhält die Beziehung aufrecht. Er erklärt seine Treue und wirbt um die Braut seiner Jugend. Es kann kein Zufall sein, dass die Geschlechtermetaphorik und das Gottesverhältnis in den biblischen Schriften immer wieder wie sich überlagernde akustische Wellen aufeinander treffen und Interferenzen bilden.⁷

Theologisch gesehen kann sich daher das auf Dauer angelegte Miteinander von Mann und Frau in seiner Bedeutung für das menschliche Miteinander nur im Spiegel des Verhältnisses von Gott und Mensch erklären lassen. Überraschend auch, dass einem Gottes Ringen um Gemeinschaft mit seinen Geschöpfen viel eindrücklicher wird, wenn man selbst um einen

⁵ Vgl. Heinrichs, N./ Bodenmann, G./ Hahlweg, K., Prävention bei Paaren und Familien, Göttingen 2008.

⁶ Coenen-Marx, C., Das Thema Familie. Entwicklungen und Perspektiven, (epd-Dokumentation 17-18/2012), 48-51, hier: 50. Vgl. zu dieser Spur auch die Ansätze von Wannewetsch, B., Bürgerliche Ehe und christliche Ehe, Magazin für Psychotherapie und Seelsorge (2010)1, 10–15; Zimmermann, R. (2001), Geschlechtermetaphorik und Gottesverhältnis. Traditionsgeschichte und Theologie eines Bildfelds in Urchristentum und antiker Umwelt, Tübingen 2001 und Hugenberger, G. P., Marriage as a covenant. A study of biblical law and ethics governing marriage developed from the perspective of Malachi, Leiden u. a. 1994.

⁷ Vgl. Harder 2012 (Anm 1.), 175-184.



anderen Menschen gerungen hat und das Bedürfnis nach Vergebung und Versöhnung am eigenen Leib erfahren hat.

Folgefrage - Prävention in der Theologie

Die Bundesgeschichte erzählt nun auch, dass Gott nicht vorschnell aufgegeben hat, dass er sich entschied, auf Hoffnung hin weiterzumachen und die Erfahrung nicht über die Hoffnung siegen zu lassen. Immer wieder suchte er nach Wegen, das Verhältnis zu seinem Volk zu heilen. Das ist eine gute Devise auch für Ehen und Familien und umso mehr, wenn die Gestaltung dieser Beziehungen mit Gottes Hilfe erfolgen soll.

Bedrohungen des menschlichen Lebens und mögliche Wege der gegenseitigen Stärkung und Begleitung finden nun unter den Vorzeichen der christlichen Wirklichkeitsdeutung in der Ethik und im Hinblick auf praktische Vollzüge vorrangig in der Seelsorgelehre ihren Reflexionsort. Sucht man in den derzeit prägenden Lehrbüchern allerdings nach dem Stichwort Prävention oder Vorbeugung, dann ist das Ergebnis eher mager.⁸

In der Seelsorgelehre sind Erkenntnisse zur allgemeinen und spezifischen Risikoprävention bisher kaum rezipiert worden, obwohl spätestens seit den 1970er Jahren die Einbeziehung der sozial- und humanwissenschaftlichen Erkenntnisse zum vordringlichen Anliegen der Seelsorgetheorie erklärt wurde.⁹

Schaut man in grundlegende Titel der Seelsorgelehre aus dem späten 20. und frühen 21. Jh. findet sich gerade in der Rezeption der Sozial- und Humanwissenschaften auf der Linie eines „Arzt-Patienten-Schemas“ eine starke Fixierung auf Maßnahmen der Therapie nach dem Auftreten von Krankheiten und Krisen. Die Indikation für kirchliche Seelsorge wird dann ebenfalls in der Bewältigung einer Notlage gesehen, aus der der Ratsuchende mit Hilfe des Seelsorgers herausfinden soll.¹⁰ Allenfalls innerhalb dieses Begleitungsprozesses wird auch eine ressourcenbezogene Wahrnehmung gefordert, so dass der oder die Betroffene wieder Luft zum Atmen bekommt. Die Indikation für kirchliche Seelsorge bleibt aber an die Krise gebunden, frei nach dem Motto: Ohne Krise kein Kontakt mit einem Seelsorger. Damit erhält Seelsorge aber den Charakter des „Außerordentlichen“, wenn nicht gar „Unnormalen“. Dies führt dann zur häufig unbewussten Assoziation bei Gemeindegliedern: „Seelsorge ist sehr wichtig, aber ich hoffe, dass ich sie selbst nicht brauche.“¹¹ In Zeiten hoher Leistungsorientierung verwundert es dann nicht, dass Inanspruchnahme von Seelsorge solange wie möglich vermieden wird. Gleiches gilt wohl auch für die institutionalisierte Beratung.

Wenn nun die kirchliche Seelsorge, z.B. im Themenfeld von Seelsorge bei Partnerschaft und Ehe, erst dann aktiv werden würde, wenn sich einzelne Ratsuchende mit einem Seelsorgebedürfnis melden, dann müsste nach allem, was wir besonders aus den Erfahrungen kirchlicher Eheberatung gelernt haben, die Hilfe in vielen Fällen zu spät kommen.

⁸ Einzig deutliche Ausnahme bildet hier Morgenthaler, C. Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis, Stuttgart 4. Aufl. 2005, 192-209 und Herbst, M., beziehungsweise. Grundlagen und Praxisfelder evangelischer Seelsorge, Neukirchen-Vluyn 2012.

⁹ Schmidt-Rost, R., Seelsorge zwischen Amt und Beruf, Studien zur Entwicklung einer modernen evangelischen Seelsorgelehre seit dem 19. Jahrhundert, Göttingen 1988, 89-93.

¹⁰ Vgl. z.B. Klessmann, M., Seelsorge. Begleitung, Begegnung, Lebensdeutung im Horizont des christlichen Glaubens, Neukirchen-Vluyn 2. Aufl. 2009, 162.

¹¹ Ziemer J., Seelsorgelehre. Eine Einführung für Studium und Praxis, Göttingen 3. Aufl. 2009, 14.



Anders als in der vorherrschenden Diskussion bin ich jedoch der Meinung, dass sich auch theologisch gute Gründe für präventive Maßnahmen in der Seelsorgelehre und damit auch -praxis verorten lassen. Das kann ich hier nicht weiter ausführen, sehe aber biblisch-theologisch, kirchengeschichtlich und auch systematisch-theologisch gute Gründe, um eine voraussetzende Verantwortung für ein gelingendes menschliches Miteinander erkennen zu können.¹²

Konkretion - EFL als Träger und Multiplikator präventiver Seelsorge

Was bedeutet das nun für die Beratungsstellen? Schaut man in kirchenamtliche Verlautbarungen zur Förderung von Ehen und Familien, z.B. in die letzte große veröffentlichte Stellungnahme von 2003 „Was Familien brauchen“ dann wird zunächst eine gestiegene Belastung von Paaren und Familien und daraus resultierend ein erhöhter Beratungsbedarf wahrgenommen und als Reaktion auf diese Beobachtung eine Stärkung des präventiven Engagements verlangt:

„Problematisch ist auch, dass Menschen auf Partnerschaft, Ehe, Elternschaft und Familie nicht ausreichend vorbereitet werden. Denn Familiengründung in einer komplexen Lebenswelt mit ihren vielfältigen Anforderungen erfordert ebensoviel Verstand, Energie und Phantasie wie die Gründung einer beruflichen Existenz. Mädchen und Jungen, Frauen und Männer brauchen Unterstützung in der Vorbereitung auf diese Lebensphase und sie brauchen Orientierung und Begleitung wenn es darum geht, den Alltag und das Leben innerhalb der Familie auch in schwierigen Lebenssituationen kompetent und verantwortungsbewusst zu gestalten. [...] Damit möglichst viele Familien bzw. deren Mitglieder von den Angeboten erreicht werden können, ist eine wohnortnahe und niedrigschwellige Ausgestaltung notwendig.“¹³

Eine wohnortnahe und niedrigschwellige Ausgestaltung kann sich jedoch nicht allein auf institutionalisierte Beratungsstellen berufen, denn deren Netz ist arg gespannt, wenn nicht sogar löchrig, sobald man das Kriterium „wohnortnah“ anlegt. Zudem wissen wir aus der beratungsbegleitenden Forschung, dass die meisten Paare erst dann in die Beratung kommen, wenn sich die Konflikte mitunter schon unrettbar festgefahren haben und weniger um das „ob“ als um die „wie“ der Trennung gerungen wird.¹⁴ Die Niedrigschwelligkeit scheint also ebenfalls eine Herausforderung für die Beratungsstellen zu sein.

Eine frühzeitigere Hilfe hätte aber unter Umständen die Eheleute und mitunter betroffene Kinder vor den belastenden Eindrücken chronischer Beziehungskonflikte und vor Trennungsfolgen bewahren können. Kapazitäten für eine voreheliche Beratung, Begleitung und Unterstützung bestehen jedoch meist kaum.

Ich stimme dem Anliegen der EKD-Schrift von 2003. Ich denke aber, dass die Kräfte überschätzt werden, wenn dazu allein auf die institutionalisierte Beratung gesetzt werden würde. Allerdings sehe ich eine Stärkung der Hilfsangebote ohne die Fachkompetenz und

¹² Näheres in Harder 2012 (Anm. 1), 299-353.

¹³ Kirchenamt der EKD, Was Familien brauchen. Eine familienpolitische Stellungnahme des Rates der EKD, EKD-Texte 73 (2003), 12f.

¹⁴ Hahlweg, K./ Schröder, B./ Lübke, A., Prävention von Paar- und Familienproblemen: Eine nationale Aufgabe, in: Schneewind, K.A., Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis, Göttingen u. a. 2000, 249–274, hier: 253f.

Lebenserfahrung der Berater und der beratungsbegleitenden Forschung ebenfalls als schwierig an.

„Beratungsstellen sind eine von der Gesellschaft bereitgestellte Hilfestellung für Individuen – möglicherweise sind sie aber auch eine Hilfe für die Gesellschaft, wenn der Erfahrungsschatz aus Beratungsstellen zur Prävention gesellschaftlicher Konfliktherde genutzt werden kann.“¹⁵

Aufgrund der differenzierten präventiven Interventionsstrategien in Abhängigkeit von Zielgruppen und deren Gefährdungsgrad möchte ich eine seelsorgliche Begleitung von Braut- und Ehepaaren auf verschiedenen Säulen empfehlen. Dabei fungieren die Berater und Beraterinnen in den Beratungsstellen als Multiplikatoren und Kompetenzgaranten für Angebote anderer Träger, die Ehen und Familien stärken und unterstützen wollen.

Ich denke da in erster Linie an eine enge Kooperation mit a) Kirchengemeinden. Dort gibt es in der Regel nicht nur unter den Hauptamtlichen Personen, die über seelsorgliche und beraterische Grundkompetenzen verfügen, um die Kenntnis von beziehungsstabilisierenden oder destabilisierenden Faktoren zu verbreiten. Das kann durch Vortragsreihen, Familienfreizeiten, oder z.B. Seminarangebote unter Beteiligung der Berater erfolgen.

b) Ich denke an regionale und überregionale Träger der Familienbildung, die unter Beteiligung kundiger Berater regelmässige präventive Angebote ins Programm aufnehmen.

c) Ich denke an Schulen und Kindergärten, die Angebote für Eltern vorhalten können. d) Ich denke an Volkshochschulen. e) Ich denke an Mehrgenerationenhäuser, die sich gerade auf dem Land sehr stark als Zentren und Anlaufpunkte der Gemeinwohlorientierung generieren.

f) Ich denke, und da bin ich besonders überzeugt von, an Hebammen. Kaum eine Berufsgruppe ist jungen Eltern so nah in ihren Fragen und Unsicherheiten wie Hebammen, die zugleich ein gigantisches Maß an Vertrauen genießen.

Die Bedeutung eines solchen Vorgehens entspricht dem Anliegen, das Reiner Braun in Zurückhaltung gegenüber einem dezidierten „Scheidungsrituals“ 2001 markiert hat: „Wir brauchen ein neues, biblisch-reformatorisch begründetes, liebevoll-kreatives Nachdenken darüber, was zur Stärkung der Ehe getan werden kann.“¹⁶

Ausblick

Auf der Internetseite postsecret.com finden Sie anonym eingesandte Postkarten, auf denen Menschen ihre intimsten Geheimnisse mit der Welt teilen. Dort schrieb jemand folgenden Beitrag:

„I see couples everywhere. I always think there must be some great, universal, all-encompassing secret to coupledness. And everyone is in on it. Except me.“

15 Saßmann, H./ Klann, N., Es ist besser das Schwimmen zu lehren als Rettungsringe zu verteilen. Beratungsstellen als Seismographen für Veränderungen in der Gesellschaft, Freiburg 2002, 10f.

16 Braun, R., Brauchen wir ein Scheidungsritual? ThBeitr 32 (2001), 57–62, 61.



Damit dieses Bekenntnis nicht zum intimsten Geheimnis von Menschen werden muss, sondern sie vielmehr Sicherheit gewinnen in der konstruktiven Gestaltung von Beziehungen, sehe ich drei wichtige Aufgaben für die institutionalisierte Beratungsarbeit:

1. Wir brauchen die Beratungsstellen und ihre Berater und Beraterinnen für die Einzel- und Paargespräche, um *in akuter Not Hilfestellung* zu bieten.
2. Wir brauchen die Beratungsstellen und ihre Berater und Beraterinnen als *Multiplikatoren* ihrer Kompetenzen und Erfahrungen für andere soziale Netzwerke, vor allem Kirchengemeinden, in denen Menschen beieinander aushalten und einander beistehen wollen.
3. Wir brauchen die Beratungsstellen und ihre Berater und Beraterinnen, um in diesen Netzwerken und an allen erdenklichen Orten gute *Gerüchte zu verbreiten*; z.B., dass nicht jeder Konflikt eskalieren muss, dass es einen guten Sinn hat, umeinander zu ringen und vor allem, dass es kein Makel ist, andere Menschen an eigenen Nöten anteilhaben zu lassen; dass es kein Makel ist, Hilfe zu suchen, zu erbitten und anzunehmen.



Die Zukunft der Ehe- und Lebensberatung aus Sicht der Evangelischen Kirche und ihrer Diakonie

Jan Wingert

Pfarrer, Vorsitzender der Evangelischen Konferenz für Familien- und Lebensberatung e.V. (EKFuL)

In dieser Überschrift stecken drei Grundannahmen, an denen ich meinen Impulsvortrag orientiere:

1. Die Kirche hat eine Sicht
2. Die Kirche blickt auf die Ehe- und Lebensberatung
Ich denke, dieser Blick kann und sollte geschärft werden.
3. Die Ehe- und Lebensberatung hat eine Zukunft.
Ich ergänze den Satz ... in der Kirche

Meinen Ausführungen will ich zwei Bemerkungen vorausschicken:

- Zur Kirche zähle ich auch ihre Diakonie, weil ich beide als zwei Seiten derselben Medaille ansehe. Dennoch beziehe ich mich im Rahmen meines Impulses weitgehend auf die verfasste Kirche.
- Auch wenn Kirche ihre verschiedenen Sichtweisen vielstimmig äußert, ist tendenziell eine Hauptlinien erkennbar, die ich meinen Ausführungen zugrunde lege.

1. Die Kirche hat eine Sicht

Wenn die Kirche auf sich selbst blickt und auf die Gesellschaft, in der sie ihren Ort hat, ist eine Vielzahl an Veränderungen und daraus resultierender Herausforderungen schnell identifiziert.

Ich will hier nur einige Stichworte nennen:

Der demografische Wandel bringt es mit sich, dass die Zahl der Kirchenmitglieder abnimmt und die älter werdende Generation als Mitglieder weniger als bisher oder keine Kirchensteuer zahlt. Die Folgen sind Prioritätendiskussionen auf allen kirchlichen Ebenen, Schließungen kirchlicher Standorte, Gemeindefusionen.

Gleichzeitig ist die Kirche bestrebt, den bevorstehenden PfarrerInnenmangel entgegen zu wirken, ohne die sich abzeichnende PfarrerInnenzentrierung zu befördern.

Vieleorts wird der gesellschaftliche Relevanzverlust der Kirche beklagt. Milieustudien machen sichtbar, wie tief die Randständigkeit kirchlichen Lebens in der Gesamtbevölkerung verankert ist. Für einen Großteil der Menschen ist es nur von geringer oder gar keiner Bedeutung, ob und wie sich KirchenvertreterInnen äußern.

Es finden mancherlei Bemühungen statt, dem entgegen zu wirken. Ich komme aus der Evangelischen Kirche von Westfalen. Dort gab es zum Beispiel das Jahr der Taufe, die Aktion „Mit Kindern neu anfangen“, es wird an Konzepten zur Ehrenamtlichkeit gearbeitet und es werden missionarische Initiativen ergriffen.



Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung sind einige politische Themen, mit denen Kirche sich auseinandersetzt und dabei auch ihre „Weltzugewandtheit“ unterstreicht.

Alle miteinander bereiten sich auf das Lutherjubiläum vor und beklagen den schleppenden Fortschritt in Fragen der Ökumene.

Diese Schlaglichter stellen sicher nur in Ausschnitten die Sicht der Kirche auf sich selbst inmitten der Gesellschaft dar.

In Teilen kommt mir diese Sicht jedoch vor wie ein sich verengender Tunnelblick, der existenzielle Bedarfe von Menschen heute und morgen ausblendet.

In zwei Hinsichten will ich das verdeutlichen.

Zunächst in Hinsicht auf die mittlere Generation:

Die mittlere Generation ist weitestgehend höchstens im Blick, soweit sie ihre Kinder in eine ev. Kita bringt. Sehe ich einmal davon ab, dass die Geburtenrate auf niedrigem Niveau stagniert, ist jedoch Elternschaft nur ein Aspekt der Identität von Menschen.

Tendenziell unbeachtet bleiben z. B. die Themen

- (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf
- Konflikte im Zusammenleben, auch im Zusammenhang mit Fernbeziehungen oder mit Zweitfamilien
- Fragen nach der Geschlechtergerechtigkeit.

Ich verstehe es, wenn Eltern, die in Paarkonflikten stehen, nicht auf die Idee kommen eine Erziehungsberatungsstelle aufzusuchen, selbst dann nicht, wenn sie einen Anspruch darauf haben. Denn dort würde ja das Kind, nicht das Paar im Vordergrund stehen.

Und was ist mit den Paaren ohne Kind, womöglich mit einem unerfüllten Kinderwunsch? Ich nehme nicht an, dass sie selbstverständlich auf die Idee kämen, eine Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle aufzusuchen. Eine Lebensberatung liegt viel näher.

Um Paare in der Krise ging es Anfang des Jahres in der Süddeutschen Zeitung. Die Wochenendausgabe vom 4./5. Februar hatte eine ganze Seite der Paarberatung gewidmet¹⁷. Eine Überschrift lautet: „Zurück ins Glück“ – ein Titel, der etwas aussagt über die Hoffnung, die Ratsuchende in die Beratungsstellen führt. In diesem Artikel war unter der anderen Überschrift „Reden lernen“ zu lesen: „Bei manchen Paaren beginnen die Probleme, wenn die Kinder kommen. Bei Bernd und Anna begannen die Probleme, als die Kinder gingen. Er: „Wir waren so lange mit Leib und Seele Eltern gewesen, dass wir gar nicht dazu kamen, auch mal über unsere Ehe nachzudenken.“ Sie: „Plötzlich waren wir auf uns selbst zurückgeworfen und stellten fest, dass wir uns als Paar völlig aus den Augen verloren hatten.“

Diese oder ähnliche Sätze hat jede Beraterin und jeder Berater schon oft gehört.

Wie notwendig Beratungsstellen sind, an denen Menschen in Beziehungskrisen fachkundige Begleitung finden, macht eine online durchgeführte Befragung der Universität Göttingen unter 51.000 Männern und Frauen deutlich. Man wollte dabei in Erfahrung bringen, welche Problemfelder in einer Partnerschaft als die gravierendsten angesehen werden. 49 % der Befragten nannten Sex und Erotik, 48 % gaben „Gesprächsverhalten bei Problemen“ an und

¹⁷ Süddeutsche Zeitung Nr. 29, 4./5. Februar 2012, S. 11



47 % nannten als wichtigstes Problemfeld „die Art und Weise, Gefühle oder Kritik zu äußern.“¹⁸

Die mittlere Generation ist darüber hinaus in weiten Teilen von großem Druck am Arbeitsplatz betroffen. Von ihr wird erwartet, dass sie für Krankheit und Alter vorsorgt, zudem die Versorgung der alternden Eltern organisiert. Versagensängste und Einsamkeit sind in dieser Altersklasse verbreitet, es gibt Überdruß und diffuse Zukunftsängste.

Für alle diese Themen, Konflikte, Befindlichkeiten, braucht es kirchliche Orte, wie sie z. B. Beratungsstellen darstellen.

Die Probleme zeigen sich ja nicht in Gestalt übermächtiger Glaubenszweifel, vielmehr als vergebliche Suche nach einem Halt und Sicherheit gebenden Rahmen inmitten von überbordenden Anforderungen. Die explizite Frage nach Gott stellt sich für die meisten Menschen nicht als erstes. Stets aber kann die implizite Frage nach Gott enthalten sein in den Schilderungen der Sorgen und Konflikte als Frage nach dem, was Menschen unbedingt angeht.

Meine Befürchtung ist, dass die Kirche nicht darauf eingestellt ist, sich auf die mittlere Generation und die sie bedrängenden Herausforderungen in Gegenwart und Zukunft einzulassen.

Zweitens zum verengten kirchlichen Tunnelblick in Hinsicht auf die ältere Generation:

Man könnte meinen, die ältere Generation sei für die Kirche eine sichere Bank. Aus ihr stammt der größte Teil der GottesdienstbesucherInnen. Sie gehen zu den SeniorInnen nachmittagen und werden noch am ehesten besucht.

Allerdings vollziehen sich auch hier gravierende Veränderungen. Ältere Menschen werden anspruchsvoller und fordern weitestgehende Teilhabe am Leben auch im Alter. Sie nehmen Einschränkungen seltener klaglos hin und erwarten vom Älterwerden mehr als nur den Tod.

Da stellt sich die Frage nach dem Sinn des Lebens ganz neu. Die Erwartungen an die Partnerschaft erfüllen sich nicht immer. Die Ansprüche für das eigene Leben müssen gegen die Begehrlichkeiten und Unterstützungsbedarfe der Kinder und der alten Eltern verteidigt werden. Hinzu kommen die Angst vor Armut und Gebrechlichkeit, der Pflegenotstand, der Verlust geliebter Menschen.

Aufgrund des demografischen Wandels wird die Zahl der Menschen, die sich mit diesen Themen zentral konfrontiert sehen, noch zunehmen. Die Anmeldezahlen in den Ehe- und Lebensberatungsstellen machen das schon heute deutlich.

Nicht zuletzt die reale Inanspruchnahme zeigt, dass die klassischen kirchlichen Angebote überwiegend ungeeignet sind, auf die genannten Konfliktthemen zu reagieren. Über viele Jahrzehnte treue Kirchenmitglieder haben einen Anspruch auf ein kirchliches Angebot, das ihre Anliegen angemessen aufnimmt.

Außerhalb der Beratungsstellen gibt es dafür kein Setting. Oder haben Sie eine Idee, an wen sich ein Paar wie Kay und Arnold, gespielt von Meryl Streep und Tommy Lee Jones in dem Film „Wie beim ersten Mal“, wenden sollte?

Ich habe den Film noch nicht gesehen und zitiere daher aus der Süddeutschen Zeitung:

„In diesem Film geht es um ein Paar jenseits der sechzig, das kompromisslos und direkt die Realitäten des Älterwerdens schildert. Die Probleme mit dem Sex zum Beispiel: Seit 31

¹⁸ Ebda.



Jahren sind Kay und Arnold verheiratet, ihre Leidenschaft aber ist erkaltet. Da steht also Kay mit frisch verwuschelten Haaren unsicher in der Tür zu Arnolds Zimmer und fragt: "Ich dachte, ich könnte heute Nacht hier schlafen." Arnold aber lehnt ihr Angebot nicht einfach nur ab, er hat es - schlimmer noch - gar nicht verstanden: "Ist was mit deinem Zimmer?", fragt er.¹⁹

Wohin gehen diejenigen, die kein Geld für einen Therapeuten/eine Therapeutin haben?

Und wie ist es mit den Kirchenfernen? Mit denen, die, bildlich gesprochen, an den Hecken und Zäunen leben?

2. Die Kirche blickt auf die Ehe- und Lebensberatung

Diese Annahme mag für die vergangenen Jahrzehnte zutreffender sein als für die Gegenwart. Das kirchliche Angebot der Ehe- und Lebensberatung gab es deutlich vor der Erziehungs- und Schwangeren-, Schwangerschaftskonfliktberatung. In Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs nach dem 2. Weltkrieg resultierte die Ehe- und Lebensberatung aus dem Verantwortungsgefühl kirchlicher Entscheidungsträger und der Einsicht, dass die Einzelseelsorge sowie Gesprächskreise, wie sie Pfarrerinnen und Pfarrer anbieten, nicht annähernd die drängenden Fragen in den Blick nehmen können.

Abgesehen davon, dass es eine Zeit lang neu und darum modern war, den Humanwissenschaften kirchliche Türen zu öffnen, leistete die Pastoralpsychologie wichtige Vermittlungsarbeit zwischen Theologie und Psychologie. Die kostbaren Instrumente, die der Kirche mit ihrer Theologie und der biblischen Tradition zur Verfügung stehen, wurden im Dialog mit der Psychologie wie neu entdeckt, um menschliches Leben in seiner konfliktbehafteten Zerbrechlichkeit zu würdigen und denen nahe zu sein, die unter dieser Zerbrechlichkeit leiden.

Dabei ist es meines Erachtens nicht der Beliebigkeit überlassen, ob sich die Kirche als zuständig erklärt für dieses existenzielle Leiden oder nicht. Der Glaube an die Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen erübrigt die Frage nach der Zuständigkeit.

Der Fachbereich für evangelische Theologie an der Universität Hamburg war zu meiner Studienzeit ein eher trister Zweckbau. Es gab unterschiedliche Versuche, nachträglich etwas Farbe und Abwechslung hineinzubringen. Sehr gut erinnere ich mich an eine große Wandzeichnung in einem der Seminarräume. Dargestellt war da ein Mann, der Tränen überströmt am Boden kniete und seine gefalteten Hände zum Himmel hob. Was ihn auffällig machte war eine überdimensionale, riesige Nase. Dazu eine Sprechblase mit den Worten: "Mein Gott, warum hast du mich so erschaffen?" Über ihm war eine Wolke, aus der eine sehr große Nase herausragte: Auch dazu eine Sprechblase mit den Worten: „Weil du mein Ebenbild bist!“

Statt der Nase könnten ebenso gut der Reifen eines Rollstuhls, eine Kündigung, eine erschreckende ärztliche Diagnose oder ein Gerichtsurteil herausragen. Unser Leiden in dieser Welt hat viele Erscheinungsformen. Jeder Mensch, der sichtbar oder unsichtbar vom Leid gezeichnet ist, gleicht dem Bild Gottes, wie Jesus, der erniedrigte Sohn Gottes. So stellt Gott sich uns dar, in seiner Verletzbarkeit und im Mit-Leiden.

¹⁹ Süddeutsche Zeitung Nr. 223, 26. September 2012, S. 13, Artikel: „Keine leichte Übung“



Henning Luther²⁰ beschreibt den Menschen als ein Fragment. Im Wesen des Fragments liegt es, dass es nur einen Teil einer Gesamtwirklichkeit abbildet, die in der Ansehung des Fragments mitgedacht werden muss. Das gilt zum Beispiel für den Torso einer antiken Statue. Ebenso verhält es sich nach Henning Luther auch mit der menschlichen Existenz. Das Gottgleiche jedes Menschen in seiner konkreten Gestalt ist nie in seiner Vollkommenheit zu sehen. Es wird aber von uns im Glauben bezeugt.

Die Lebensberatung in kirchlicher Trägerschaft ist der Ort, an dem das Leiden unter dem Fragmenthaften im Leben zur Sprache gebracht werden kann. Es ist eine echte Chance für die Kirche, diese Deutung für den Schmerz, der aus der Diskrepanz zwischen Sein und nicht-Sein-Können bzw. noch-nicht-Sein resultiert, anzubieten. Damit erhält das kompromisshafte und in Teilen gescheiterte Leben seinen unverlierbaren Wert.

Ressourcenorientiert öffnet evangelische Beratung den Blick für Möglichkeiten, die zur Verfügung stehen, und würdigt bereits Gelungenes. Daneben begleitet sie Trauerprozesse angesichts dessen, was nicht geworden ist und sich nicht ereignen wird.

Evangelische Ehe- und Lebensberatung bietet den Rahmen, in dem danach gefragt wird: „Was ist es, das ich dir tun soll?“ Mit dieser Hinwendung beantwortet Jesus die Frage nach dem Zugang zu den Menschen. Diese Art der Aufmerksamkeit vermag es, einen Prozess einzuleiten, in dem Antworten auf die Fragen nach den Lebensperspektiven gesucht und bearbeitet werden können.

Es könnte sich an dieser Stelle eine Diskussion darüber anschließen, ob evangelische Ehe- und Lebensberatung missionarisch ist, sein darf oder gar sein muss. Diese Gelegenheit lasse ich ungenutzt verstreichen. Nur zwei Anmerkungen will ich dazu machen:

1. Aus dem oben Gesagten ergibt sich für mich, dass die Nähe zu den Menschen ein Wert an sich ist, der, aus seiner eigenen Begründung heraus, keines Zweckes bedarf.
2. Ich stimme ganz Jürgen Ziemer in seiner Beobachtung zu, dass viele Äußerungen von Ratsuchenden in Ost und West unbewusst (vielleicht diffuse) religiöse Hinweise enthalten. Die Sensibilität dafür ist bei Beraterinnen und Beratern sehr unterschiedlich ausgeprägt. Meines Erachtens kann in evangelischen Beratungsstellen unser Hinhören auf diese religiösen Hinweise noch feinfühler und unser Beraterisches Interventionsrepertoire noch angereichert werden.

Nach meiner Überzeugung muss der Blick der Kirche bei ihrer Ehe- und Lebensberatung hängen bleiben, wenn sie sich danach fragt, mit welchen Angeboten sie nahe bei den Menschen sein kann, die sich in seelischen Notlagen befinden, um von einem Gott Zeugnis abzulegen, der das geknickte Rohr nicht brechen und den glimmenden Docht nicht verlöschen lassen will.

Nicht zuletzt tut die Kirche gut daran, auf die Ehe- und Lebensberatung zu blicken, weil auch umgekehrt sie selbst angewiesen ist auf diese Nähe zu den Menschen. Um selbst lebendig zu bleiben in ihrer Alltagsarbeit und in der notwendigen Weiterentwicklung ihrer Theologie braucht die Kirche die Lebenserfahrungen aller Menschen, für und mit denen sie Kirche sein will. Nicht zuletzt die Ehe- und Lebensberatung vermag darüber Auskunft zu geben.

²⁰ Henning Luther: Religion und Alltag. Stuttgart 1992, S.160-176



3. Die Ehe- und Lebensberatung hat eine Zukunft (in der Kirche)

Ich behaupte, die Konflikte werden in unserer Gesellschaft zunehmen und schärfer werden. Themen wie Verteilungsgerechtigkeit und gesellschaftliche Teilhabe werden unübersehbarer denn je im Vordergrund stehen. Gewinner und Verlierer werden sich deutlicher unterscheiden. Die öffentliche Sorge um Menschen auf der Verliererseite nimmt bereits heute deutlich ab.

Stattdessen nimmt die Forderung nach eigener privater Vorsorge zu. Für viele Menschen ist das eine psychische, physische und auch finanzielle Überforderung.

Die Kirche kann sich in dieser Situation zusammen mit ihrer Diakonie profilieren als die gesellschaftliche Kraft, die bereit ist, politische und menschliche Verantwortung zu übernehmen.

Das Angebot der Ehe- und Lebensberatung ist Ausdruck dieser Verantwortungsübernahme. Damit ist die Ehe- und Lebensberatung auch politisch. Auf sie gibt es keinen Rechtsanspruch. Allein schon durch ihre bloße Existenz wird deutlich, dass es Menschen gibt, deren Leben und Lebensglück, trotz aller politischen Versprechen, zu scheitern drohen. Wer könnte einen besseren Einblick bieten, worunter Menschen konkret leiden, wovor sie Angst haben, wo die Politik ihren Auftrag, gleiche Chancen für alle zu schaffen, sträflich vernachlässigt.

Um die politische Lobbyarbeit mit den Beratungserkenntnissen mitten aus dem Leben auszustatten, wird es immer wichtiger, die Kommunikation zwischen den Beratungsfachkräften und kirchlichen wie diakonischen Verantwortungsträgern und Multiplikatoren zu verbessern

Wenn die Kirche ihr vertrauliches Wirken anonymisiert nach außen trägt mit dem Tenor, „Wir tun etwas!“, wird das kurz- und mittelfristig Wirkung zeigen.

Gerade weil die Trägeranteile für die Ehe- und Lebensberatung so bedroht sind, sollten sie auf jedem Flyer, in jedem Jahresbericht, bei jeder Versammlung ausdrücklich und selbstbewusst ausgewiesen werden.

Ehe- und Lebensberatung darf nicht als Almosenempfängerin angesehen werden, die von den Brosamen unter dem Tisch der Erziehungsberatung darbt, sondern als eigenes Beratungssegment mit Zukunft.

Als worst case sehe ich es an, wenn die Ehe- und Lebensberatung aus anderen Quellen als den Trägermitteln finanziert werden muss. Als in Hamburg die kommunale Förderung der Erziehungsberatung wegbrach, fand sich ein Sponsor, der die Kosten für einzelne kindertherapeutische Beratungen übernahm. Ich bin sicher, das wird in Zukunft auch für die Ehe- und Lebensberatung möglich sein. Dafür braucht es ein hohes Maß an Transparenz beim Sponsoring und eine professionelle Koordinierung, um die Konkurrenz der Arbeitsbereiche zu steuern. Nichts ist destruktiver als eine Situation, in der sich die Vertreter unterschiedlicher Arbeitsbereiche bei denselben potenziellen Unterstützern die Klinke in die Hand geben und sich gegenseitig den Erfolg ihrer Bemühungen streitig machen.

In einem anderen Kontext bemühe ich mich für den Fachverband EKFuL um eine Zusammenarbeit mit der Seniorenunion der CDU. Ich denke, es ist an der Zeit, quer zu denken und mit großer Offenheit danach zu schauen, wo mögliche Bündnispartnerinnen und -partner zu finden sind.



Ich muss an dieser Stelle nicht ausdrücklich betonen, dass die Ehe- und Lebensberatung ein Alleinstellungsmerkmal der Kirchen ist, noch jedenfalls. Das ist eine hohe Auszeichnung, zumal angesichts der Qualität und Professionalität des Angebotes. Hält die Kirche in Zukunft an ihrer über Jahrzehnte weiter entwickelten Ehe- und Lebensberatung fest und baut sie entsprechend der je aktuellen Herausforderungen aus und um, könnte sie nach innen und außen gewinnen:

1. In demselben Maße, in dem kirchliche Paar- und Lebensberatung auf die ansteigenden Bedarfe nach Paar- und Lebensberatung positiv reagiert, steigt die Bedeutung eines Arbeitsbereiches der Kirche in einer Zeit, in der ihr gesellschaftlicher Relevanzverlust beklagt wird.
2. Indem die Kirche in Abstimmung mit ihrer Diakonie sowohl sozialpolitisch als auch theologisch begründet, warum sie diese Arbeit der Paar- und Lebensberatung tut, sensibilisiert sie sich für religiöse Inhalte in säkularer Gestalt und kann diese Inhalte ins Gespräch bringen.
3. Die Erfüllung einer wichtigen und geachteten Arbeit kann die Kirchenmitglieder stolz machen auf die erbrachte Leistung als wichtigem Beitrag zum gemeinsamen Leben. Das schafft Selbstbewusstsein im eigentlichen und im institutionellen Sinn.

Schlussendlich ist und bleibt die Hauptsache, dass sich Menschen in Not von der Ev. Kirche und ihrer Diakonie wahrgenommen fühlen und als geachtet erfahren. Es ist viel gewonnen, wenn der Ort erhalten und ausgebaut wird, an dem Menschen aussprechen können: „Ich habe Angst vor dem Verlassen werden, ich hasse mich und mein Leben, ich weiß nicht ein noch aus“ und verstanden werden.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.



„AG Zukunft der Ehe- und Lebensberatung – EFL 2020“

Arbeitsgruppe des DWBO zur Zukunft der EFL innerhalb der Institutionellen Beratung der Evangelischen Kirche und ihrer Diakonie:

„Zur Renaissance der Ehe- und Lebensberatung als kirchliches Kerngeschäft“

Achim Haid-Loh

Dozent am Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung

Gegenwärtig ist aufgrund knapper werdender Ressourcen in einigen Landeskirchen ein Rückzug der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie aus den nicht mit öffentlichen Haushaltsmitteln refinanzierbaren Bereichen der Psychologischen Beratungsarbeit zu beobachten. Daraus ergeben sich existentielle Fragen zur Zukunft der Ehe- und Lebensberatung innerhalb der integrierten evangelischen Beratungsstellenlandschaft:

1. Wo und wie (über-)lebt die Ehe- und Lebensberatung innerhalb einer integrierten ev. Beratungsstelle?
2. Wie kann speziell die ELB wieder (neu) belebt werden, ehe sie aufgrund der demographischen Entwicklung einer „alternden und ergrauenden“ Gesellschaft von selbst wieder zum „Kerngeschäft“ der Evangelischen Beratungsstellen wird?
3. Woher nehmen die multiprofessionellen Beraterteams ihren Nachwuchs in der Ehe-, Partnerschafts- und Lebensberatung angesichts eines sich allgemein verschärfenden Fachkräftemangels?

Um sich diesen Fragen zu stellen, fand am 29. Oktober 2012 ein Fachtag zur Zukunft der Ehe- und Lebensberatung in Berlin und Brandenburg am Evangelischen Zentralinstitut in Berlin statt. Dort wagten wir mit Impulsreferaten aus Sicht der Jugendhilfe, des Gesundheitswesens, der praktischen (Ehe-)Seelsorge und der Evangelischen Konferenz für Familien- und Lebensberatung und der Privatwirtschaft (!) einen Blick in die Zukunft der EFL und über den Tellerrand staatlich refinanzierter Leistungen hinaus.

Angeregt durch „Best Practice Modelle“ u.a. aus der privaten Wirtschaft und seitens unserer Katholischen Schwestern und Brüder kam es zu einem kritischen Diskurs mit Geschäftsführern, Mentorinnen und Mentoren, Beraterinnen und Beratern sowie den Leitungskräften der ev. Beratungsstellen in Berlin und Brandenburg über die Zukunftsaussichten und Renaissance der Ehe- und Lebensberatung im nächsten Jahrzehnt.

In der Folge dieses engagierten Diskurses wurde von Seiten des Fachreferates „Familienberatung und Qualitätsentwicklung“ im DW-BO in Kooperation mit dem EZI eine Arbeitsgruppe aus Leiterinnen, Geschäftsführern und Trägervertretern eingerichtet, die sich in einem ambitionierten Arbeitsvorhaben bis Ende 2014 mit der Erschließung neuer Personal- und Finanzressourcen sowie einer Weiterentwicklung des Portfolios Kirchlicher Ehe-, Familien- und Lebensberatung (EFL) beschäftigt und bis zum Jahreswechsel 2014/2015 mit erste Projektergebnisse und Handlungsempfehlungen vorlegen wird.

Um Ihnen schon einmal einen kleinen Vorgeschmack auf diese Debatte zu geben, ist im Folgenden ein möglicher „Türöffner“ für das Angebot der Psychologischen Lebensberatung in Abgrenzung und Ergänzung zur psychotherapeutischen Versorgung im Bereich der Gesundheitsvorsorge, des Personalmanagements und des Arbeitsschutzes bereitgestellt.



Diakonie

Haben Sie einen Moment Zeit für uns?

Wir möchten Ihnen helfen,...

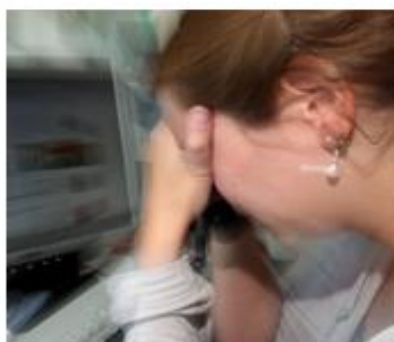
- Ihren Krankenstand zu verringern,
- Ihre Mitarbeiterzufriedenheit zu erhöhen,
- Ihren Personaleinsatz zielführender zu gestalten und dadurch
- Ihre Kosten zu optimieren!

Diakonie

Was wir anbieten

Berufliche oder private Belastungen Ihrer Belegschaft können wir gemeinsam auffangen, noch bevor sie in Ihrem Betrieb zum Problem werden, wie z.B.

- Subjektiv empfundener Stress
- Gefühle von Überlastung und Überforderung
- Konflikte am Arbeitsplatz, Gefühle von Ausgrenzung
- Familiäre Konflikte
- Suchtproblematiken
- und vieles mehr...





Diakonie

Wer wir sind

Die Gespräche mit Ihren Mitarbeitenden werden von zertifizierten Experten und Expertinnen der evangelischen Beratungsstellen mit langjähriger Berufserfahrung durchgeführt.
Alle Fachkräfte unterliegen der ärztlichen bzw. psychotherapeutischen Schweigepflicht gem. § 203 StGB und dem Datenschutzgesetz der EKD.

Unsere Fachkräfte sind:

- Psychologen und Psychotherapeuten
- Familienberater, Paar- und Kindertherapeuten
- Sozialpädagogen, Schwangerenberater
- Coaches, Supervisoren, Mediatoren



Diakonie

Wo wir sind

- Unsere Beratungsstellen bilden ein flächendeckendes Netz in Berlin und Brandenburg





Diakonie

Wie wir uns die Zusammenarbeit vorstellen

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden durch Sie über das Beratungsangebot informiert und können selbständig Kontakt zu uns aufnehmen.



Wir beraten weltanschaulich neutral und auf Wunsch anonym auf der Basis eines verabredeten Kontingents (Beratungseinheit = eine Zeitstunde).

Regelmäßig rechnen wir die erbrachten Beratungsstunden mit Ihnen ab und signalisieren rechtzeitig, wenn das Kontingent nicht ausreichen sollte.



Diakonie

Haben wir Sie überzeugt?

Dann freuen wir uns, wenn Sie zu uns Kontakt aufnehmen:

Diakonie  Berlin-Brandenburg- schlesische Oberlausitz	
Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg- schlesische Oberlausitz e.V.	Paulsenstraße 55/56 12163 Berlin Postfach 33 20 14 14180 Berlin Telefon: Telefax: nickel.a@dabo.de www.diakonie-portal.de
Astrid Nickel Fachkoordination Lebensberatung	



Rezensionen

Ulf Harder: Prävention in der Seelsorge. Vorgestellt am Beispiel der Eheseelsorge

Neukirchner Verlagsgesellschaft, Neukirchen-Vluyn 2012, 491 S.

Wann ist der Auftrag zur Seelsorge gegeben? Erst, wenn der Mensch in eine Notlage geraten ist? Oder sollte Seelsorge auch in guten, nicht krisenhaften Zeiten Menschen begleiten? Diesen Fragen hat sich Ulf Harder in seiner Dissertation gestellt, die jetzt als Buchpublikation vorliegt. Und schon einmal vorneweg: Er beantwortet sie so, dass der Auftrag zu kirchlicher Seelsorge nicht erst dann gegeben ist, wenn jemand in eine akute Krise geraten ist. Doch wozu braucht er 491 Seiten, um diese vielleicht einfach scheinenden Frage zu beantworten? Er füllt den Raum mit einem gelungenen Spagat zwischen Soziologie, Theologie, Gesundheitsforschung und Psychologie, mit einer Würdigung aller dieser Bereiche und einer Verknüpfung deren aktueller Erkenntnisse. Das mag auf den ersten Blick an manchen Stellen zu ausführlich anmuten, die Detailtreue und Genauigkeit der Beschäftigung mit dem Thema gibt dem Leser aber einen guten Überblick und ein vertieftes Verständnis von Ehe und Partnerschaft, Prävention und Seelsorge. Bevor wir ins Detail gehen noch eine Anmerkungen. Diese Rezension stammt von zwei Autoren, einem Psychologen und einem Theologen, um so die Interdisziplinarität des Buches angemessen zu würdigen. Doch nun ins Detail:

Das Buch beginnt mit einer Bestandsaufnahme der Ehe aus demografischer, soziologischer und theologischer Perspektive. Jede dieser drei Perspektiven wird sehr anschaulich und ausführlich dargestellt. Im demografischen Teil erhält der Leser einen strukturierten Überblick über die aktuellen Daten zu den Eheschließungen und Trennungen, zu Nichteheleichen Lebensgemeinschaften, zu Einstellungen von bestimmten Bevölkerungsgruppen bezüglich Partnerschaft und Ehe. Dieses Unterkapitel besticht durch den sensiblen Umgang des Autors mit statistischen Daten. Er beschreibt einerseits immer sehr klar und kritisch die Quellen der verwendeten Statistiken. Andererseits verbindet er in seinen Darstellungen Querschnitts- und Längsschnittuntersuchungen, so dass sich daraus ein spannendes Bild des Ist-Standes sowie der zukünftigen Entwicklung ableiten lässt. Für Leser mit wenig Zeit sind die wichtigsten Befunde am Ende des Kapitels zusammengefasst - ein Vorgehen, was auch in späteren Kapiteln des Buches fortgesetzt wird und die Anschaulichkeit des Buches erhöht.

In dem nächsten Abschnitt beschäftigt sich das Buch mit den aktuellen soziologischen Theorien zum Thema – im Buch werden sie „Deutungsperspektiven“ genannt. Einer der vorgestellten theoretischen Ansätze ist hierbei die Deinstitutionalisierungsthese der Ehe, die einher geht mit sinkender Verbindlichkeit, Legitimation und Normakzeptanz dieser Lebensform. Harder beschreibt an dieser Stelle mit welchen Risiken und Chancen dieser Prozess verbunden ist und setzt somit die Deinstitutionalisierung nicht dem Ende der Ehe an sich gleich. Institution ist in diesem Zusammenhang als soziologische Beschreibungskategorie gemeint in dem Sinn einer (vertraglich) festgelegten Form der Beziehung. Spannend in diesem Kontext wäre noch gewesen, die Institution Ehe aus geschichtlicher und kulturübergreifender Sicht zu beleuchten. Das hätte den Rahmen des Buches zwar noch erweitert, wäre aber für den Kontext eine interessante Perspektive gewesen.

Schließlich werden am Ende dieses ersten Buchteils die aktuellen evangelischen Positionspapiere zum Thema Ehe und Nichteheleiche Lebensgemeinschaft vorgestellt.



Jedes dieser ersten drei Subkapitel bietet einen reichen Fundus an Informationen und Theorien zur Weiterentwicklung der eigenen Perspektive oder auch zur Verwendung für die berufliche Praxis. Sie werden es aber sicherlich durch unser Erwähnen der „Nichtehelichen Lebensgemeinschaft“ bereits gemerkt haben, beim Lesen des ersten Teils stellt sich immer wieder die Frage, wieso der Ehe in diesem Buch eine Sonderstellung eingeräumt wird. Diese Frage beantwortet Herr Harder bereits in seiner Einleitung folgendermaßen: „Wenn immer mehr junge Paare auf den Trauschein verzichten und jedes Jahr mehr Ehen scheitern, ist es da noch angebracht, hinsichtlich des Lebens in Beziehungen, die Bedeutung einer lebenslangen Partnerschaft von Mann und Frau zu betonen? Nicht jeder ist so skeptisch, andere werden umso engagierter in ihrer Befürwortung der Ehe, da auch die Meinungsforscher in den Abgesang auf die Ehe nicht einstimmen kann.“ (S.5). Und Herr Harder scheint in seiner Darstellung zu den engagierten Anderen zu gehören.

Die vom Autor favorisierte Sonderposition der Ehe zeigt sich deutlich in dem zweiten Teil des Buches, in dem die Ehe aus theologischer Sicht beleuchtet wird. Diese Erörterung biblisch-theologischer Aspekte bietet eine gute Zusammenfassung einer riesigen Fülle von Texten. Fast "zuviel auf einen Bissen" (Martin Luther). Dennoch: der Weg durch komplexe Textcorpora und Interpretationen ist mit viel Erkenntnisgewinn verbunden. Man denke an die Fülle von Erzählungen, Gesetzestexten und Poesie im Alten Testament. Dabei kommt der Begriff Ehe dort gar nicht vor. Die Bundesvorstellung insbesondere und Sprachbilder werden auf ihre Gleichnisfähigkeit geprüft und kritisch zur Geltung gebracht. Im Neuen Testament ist das Thema Ehe, die Gestaltung des ehelichen Miteinanders, die Hochschätzung von Treue und Liebe, sowohl bei Jesus als auch bei Paulus explizit. Der Neue Bund bietet ein breites Spektrum für die Probleme der Ehe. Allerdings bleibt im Kirche-Ehe-Gleichnis die Männerhierarchie bestehen.

Der Autor spricht von einer heute veränderten Selbstwahrnehmung, einer Veränderung zeitgeschichtlicher Lebenszusammenhänge. Das Wort und die Sache Befreiungstheologie werden erwähnt, allerdings zu kurz. Der Alttestamentler F. Crüsemann stellt mit der Exodustradition die Gebote Israels in den Reflexionsrahmen: "Bewahrung der Freiheit". Die Tora in einen anderen Horizont gestellt, eröffnet eine neue Sicht. Der Freiheitsrahmen löst die Fixierung auf steinerne Gesetze. Eine geöffnete Tür, zur heute veränderten Selbstwahrnehmung.

Der Weg des Autors durch die Kirchengeschichte folgt noch strengeren Abkürzungen. Der Leser wird in großen zeitlichen Sprüngen zur Sakramentalisierung der Ehe geführt. Wichtig bis heute ist die Befreiung aus dieser kirchlichen Umklammerung bei Luther: Ehe wird fortan begriffen als „weltlich Ding“, als Ort der Gottesbegegnung im Alltag. Reich ist der informative Gehalt, wenn man die Wandlungen im Eheverständnis bei Erasmus, Kant, Schleiermacher, Barth und Bonhoeffer vorgeführt bekommt. Wenn neben Bonhoeffer das Thema Ehe im zwanzigsten Jahrhundert erscheint, fragt man sich, warum hier nicht das für die Umwälzung der Ehe so wichtige 19. Jahrhundert behandelt wird. Im letzten systematischen Teil kommt der Reichtum dieses theologisch fruchtbaren Ansatzes umfassend zur Sprache. Der eheliche Bund, schön in seiner Gleichnisfähigkeit, Ort der Gottesbegegnung, Erfahrungsraum zwischen göttlichem Handeln und menschlicher Antwort, eine zweckfreie Lebensgemeinschaft, eine Gabe, frei auch z. B. für Kinder.

Das alles ist gut zu lesen auf dem Hintergrund enger Kirchen- und Sexualmoral der letzten Jahrhunderte. Hier könnte mit der sympathischen Freiheitsebene, die der Autor für die Ehe schafft, die freimachende Christusbeziehung auch neue und andere Formen der Partnerschaft einschließen, als nur die traditionelle Ehe von Mann und Frau.



Durch den theologischen Exkurs wird Herrn Harders Position der Sonderstellung der Ehe untermauert. Das mag gut und richtig sein, einem Professionellen, der mit Paaren arbeitet, stellt sich nur die Frage nach der Funktionalität dieser ehelichen Sonderstellung für seinen beruflichen Alltag. Auch muss darüber nachgedacht werden, ob für das Thema des Buches „Prävention in der Seelsorge“ nicht als Beispiel die Partnerschafts-seelsorge und somit eine Auseinandersetzung mit der Partnerschaft fruchtbarer gewesen wäre. Und noch eine kleine Anmerkungen: In den Beratungsstellen in kirchlicher und diakonischer Trägerschaft wurde aus Eheberatung in den letzten Jahren meist Partnerschaftsberatung.

Im nächsten Teil des Buches geht es um Konzeptionierung der Prävention als einen Teil, ja Wesenszug der Seelsorge. Dabei wird der zuerst der Begriff der Prävention sowie die gängigen Präventionsansätze vorgestellt und das Spannungsfeld Prävention und Gesundheitsförderung analysiert. Harder betont hier zu Recht, dass es keine scharfe Abgrenzung beider Aspekte geben kann, dass Prävention und Gesundheitsförderung in einander greifen. Obwohl der Autor anscheinend ressourcenaktivierenden Ansätzen ein größeres Augenmerk beimisst, wählt er in seiner weiteren Konzeption den Begriff der Prävention, da er diesen Begriff praxisrelevanter findet. Auch hier wiederholt sich ähnlich wie bei der Entscheidung für die Ehe als besonders unterstützenswerte Form der Paarbeziehung ein Rückzug auf ein eher klassisches und konservatives Begriffsverständnis. Das Wagnis einer neuen Positionierung von Gesundheitsförderung wird nicht gegangen. Vielleicht fällt dem Autoren dabei seine konzeptionelle Dichotomisierung von Defizitorientierung und Ressourcenorientierung auf die Füße. Durch dieses Vorgehen ist es schwer möglich, die Parallelität beider Orientierungen zu begreifen, dass eine Beseitigung eines Defizits immer auch ressourcenaktivierende Aspekte haben und die Ressource auch als Nicht-Defizit gesehen werden könnte. Konsequenterweise hieße das, dass Seelsorge, wenn sie an den Krisensituationen der Menschen ansetzt, genuin präventiv und somit eine Form der Prävention per se ist. Das Buch müsste dann heißen: „Seelsorge als Form der Prävention“, oder noch besser „Seelsorge als Form der Gesundheitsförderung“.

Da Herr Harder diesen Schritt nicht geht, werden nach dem Exkurs zur Prävention und Gesundheitsförderung Seelsorgekonzeptionen erstens vorgestellt und auf ihre präventiven Aspekte durchleuchtet. Prävention bleibt ein Teil der Seelsorge.

Der letzte Teil beschreibt die Prävention in der Seelsorge anhand der Ehe-Seelsorge. Eingeleitet wird dieser Teil mit einer sehr spannenden Darstellung der Determinanten ehelicher Stabilität. Die dabei vorgestellten Konzepte und Ansätze zur Ehestabilität von demografischen und psychologischen Faktoren über Kommunikations-, Problemlöse- und Stressbewältigungskompetenzen bis hin zu Scheidungsmodellen treffen wiederum auf jede Partnerschaft zu und sind kein Spezifikum der Ehe. Die aufgeführten Studien beziehen sich allerdings auf den Gegenstand des Buches, auf Ehepaare. Die vorgestellten Konzepte sind soziologischer oder verhaltensorientierter Natur – tiefenpsychologische Konzeptionen von Paarbeziehungen und deren Stabilität fehlen. Es lässt sich an dieser Stelle vermuten, dass der in der aktuellen wissenschaftlichen Auseinandersetzung bisher nur wenig konzipierte Präventionsbegriff aus tiefenpsychologischer Perspektive, seine Auswirkungen zeigt. Das ist etwas schade, da gerade einige Seelsorge- und Beratungskonzeptionen in tiefenpsychologischer Tradition stehen.

Am Ende des Buches stehen präventive Interventionen in der Eheseelsorge. Da unter diesen Interventionen auch Ehe- und Paarberatung aufgeführt wird, wäre eine Standortbestimmung von Beratung und Seelsorge schön gewesen. Somit wird die Beratung als Teil der Seelsorge verstanden, ohne dass dies klar definiert oder kritisch reflektiert wurde.



Herr Harder beschließt diese Kapitel mit einem integrativen Strukturmodell kirchlicher Seelsorge, das als Zielgruppe Menschen vor der Ehe, im Kennenlernprozess, in der Paarbeziehung und nach Trennung hat. Als ein Modell, das die Lebensverlaufsperspektive von Ehe beinhaltet, ist es unter aller Kritik (Sonderstellung der Ehe, Verwendung des klassischen Präventionsbegriffs, Dichotomisierung Defizit vs. Ressource, fehlende Standortbestimmung Beratung und Seelsorge, fehlende tiefenpsychologische Ansätze) als bemerkenswert und konsequent hergeleitet zu bewerten. Für kirchlich-diakonisches Handeln gibt es eine gute Grundlage, könnte sogar als Folie für Paararbeit in den Gemeinden dienen.

Als Zusammenfassung möchten wir noch einmal ein Zitat aus dem Beginn des Buches aufgreifen: „In Zukunft werden sowohl die Eheseminare als auch die systemtheoretische orientierte Eheberatung Einfluss auf die kirchliche Arbeit mit verlobten und verheirateten Paaren nehmen. Die wesentliche Herausforderung wird jedoch darin bestehen, diese Angebote in eine umfassende Theologie der Ehe einzubetten und mit einem Verständnis für die einzigartige Rolle zu verbinden, die den Kirchen für die Bereicherung der Ehe zukommt.“ Diesem Zitat wird das Buch voll und ganz gerecht. Es ist lesenswert, Horizont erweiternd, bereichernd, stimmt nachdenklich. Die Interdisziplinarität des Buches hat uns als Lesern sehr viel Freude bereitet. Aber leider verschenkt es etwas einen großen Wurf der Konzeption einer Präventiven Partnerschaftsseelsorge, unter der vielfältige Formen zwischenmenschlicher Beziehungen subsummiert werden können.

Martin Merbach
Diplompsychologe, Dr. rer. med.

Friedrich Hufendiek
Theologe, Dr. theol.

Evangelisches Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH
Auguststraße 80
10117 Berlin
merbach@ezi-berlin.de



Heike Schnoor (Hrsg): Psychodynamische Beratung in pädagogischen Handlungsfeldern.
 Psychosozial-Verlag, Gießen 2013, 293 S., 29.90 €

Das Interesse der Pädagogik an psychodynamischen Beratungsansätzen ist offensichtlich groß. Innerhalb weniger Jahre erscheint im psychosozial-Verlag ein weiterer Band zu diesem Thema. Auf den 2009 von Annelinde Eggert-Schmid Noerr u.a. herausgegebenen Band „Beratungskonzepte in der psychoanalytischen Pädagogik“, folgt nun der von Heike Schnoor herausgegebene Band „Psychodynamische Beratung in pädagogischen Handlungsfeldern“. Im Fokus steht jeweils die Frage, wo und in welcher Weise psychoanalytische Beratungskonzepte in pädagogischen Arbeitsfeldern hilfreich sein können.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes umfassen ein breites Spektrum an verschiedensten Tätigkeitsbereichen und werden dem Titel des Bandes mit ganz unterschiedlicher Akzentuierung gerecht.

Allen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie sich um eine psychodynamische Perspektive sowie die Anwendung von psychodynamischen Konzepten auf das jeweilige Arbeitsfeld bemühen. Der Beratungsbegriff wird dabei sehr weit gefasst, und es werden neben der psychologischen und psychosozialen Beratung auch Coaching, Supervision, Fallbesprechung, Fachberatung, Fortbildung, Tutorenschaft u.a. dazu gezählt. Gegenstand der Beratung können dann sowohl persönliche Krisen und schwierige Lebenssituationen sein wie auch schwierige Arbeits- und Ausbildungszusammenhänge von Einzelnen und Teams. Diese breite Verwendung des Beratungsbegriffes lässt ihn schwammig werden und man fragt sich, wieso voneinander unterschiedene Formate alle zur Beratung werden müssen.

Diese Unschärfe bringt es mit sich, dass der Leser bzw. die Leserin einerseits einen guten Einblick in verschiedene Formate in verschiedenen Tätigkeitsfeldern erhält, ein genaueres Ausloten der Beziehung von Beratung und Pädagogik als je spezifischen Disziplinen jedoch nicht erfolgen kann.

Dass die Beiträge verbindende Thema, das in den verschiedensten Variationen ausgeführt wird, ist der jeweilige Versuch, mit Hilfe psychodynamischer Konzepte im jeweiligen Tätigkeitsfeld Zugang zu abgewehrten Aspekten des Erlebens zu gewinnen und dadurch die Verstehenskompetenz der Beteiligten zu erweitern. Im Falle der persönlichen Beratung sind dies die Klientinnen und Klienten selbst, im Falle der anderen Formate sind dies die pädagogischen Fachkräfte.

Die ersten Beiträge beschäftigen sich mit Beratungsformen und Konzepten, die sich an Klientinnen und Klienten mit persönlichen Problemen richten.

- Ingeborg Volger erläutert das Konzept der tiefenpsychologischen Einzelberatung im Kontext der Institutionellen Beratung. Beratung wird hier genau bestimmt im Blick auf Indikation, Ziele, Fokus und Intervention und deutlich abgegrenzt von Psychotherapie. Beratung konzentriert sich auf einen eng umgrenzten Konflikt, der in begrenzter Zeit verstanden, bearbeitet und bewältigt werden soll. Volger gibt auf diese Weise einen guten Einblick in die Arbeitsweise tiefenpsychologischer Beratung.



- Urte Finger-Trescher beschäftigt sich mit den Wirkfaktoren psychosozialer Beratung, ohne den Beratungsbegriff genauer zu bestimmen. Sie verwendet ihn synonym mit dem Begriff psychodynamischer Beratung und entwickelt die These, dass hier wie auch bei der Psychotherapie die Wirkung entscheidend von den Interaktionen und Beziehungsdynamiken zwischen Berater und Klient abhängt. Empirische Untersuchungen aus der Einzel- und Gruppenanalyse legen die Schlussfolgerung nahe, dass es sich dabei um Prozesse der Übertragungs- und projektiven Identifizierung handele.
- Bernhard Grimmer stellt ein Forschungsprojekt zur Indikationsstellung für Coaching in Abgrenzung zur Psychotherapie vor. Untersucht wird dabei am Beispiel Burnout, inwieweit sich Coachingnehmer und Psychotherapiepatienten unterscheiden bzw. anhand welcher Kriterien die Indikation zu welchem Verfahren erfolgt.
- Jochen Schmerfeld fokussiert auf die intuitive Wahrnehmung des Beraters. Psychodynamisch orientierte Beratung lokalisiert er in einem Spannungsfeld von Psychotherapie und Pädagogik, da sie mit Konzepten aus dem psychotherapeutischen Kontext arbeite und auf Lern- und Bildungsprozesse ziele. Die intuitive Wahrnehmung – Schmerfeld stellt einige psychoanalytische Konzeptualisierungen vor – eröffne einen Zugang zu den Teilen der inneren Welt des Klienten, die ihm nicht bewusst seien und folglich auch nicht in sein Selbst- und Weltverhältnis integriert werden könnten. Ein Zugang, der für Beratungs- wie auch für Bildungsprozesse relevant sei.
- Heike Schnoor lenkt den Blick auf die Inszenierung von Beratung in medial vermittelten Settings am Beispiel von Telefonseelsorge und Telefonberatung in Rundfunk und Fernsehen. Sie analysiert die Dramaturgie dieser Art von Beratungsangeboten sowie die Motive der Beteiligten.

Es folgen Beiträge, die sich der fachlichen Unterstützung von Erzieherinnen in Kindertagesstätten widmen. Die Beratung in Form von Fachberatung, Supervision und Weiterbildung richtet sich damit an pädagogische Fachkräfte, deren Verstehenskompetenz mit Hilfe psychoanalytischer Zugänge erweitert werden soll.

- Barbara Lehner beschreibt ein Modell der mobilen psychologisch-pädagogischen Fachberatung für Pädagoginnen im Burgenland, wobei sie den Begriff der Fachberatung in einer Weise verwendet, wie dies oft für Fallsupervision üblich ist. Es geht dabei um eine gemeinsame Reflexion der Arbeit mit den Kindern unter Einbeziehung von unbewussten Anteilen und innerem Erleben mit dem Ziel einer Erweiterung der pädagogischen Kompetenz.
- Angelika Wolf schildert eine Form der psychoanalytischen Beratung in Kindertagesstätten anhand eines Präventionsprojektes, das die psychische und psychosoziale Integration von verhaltensauffälligen Kindern zum Ziel hatte. Durch die persönliche Präsenz von psychoanalytisch geschulten Projektmitarbeitenden in den Kindertagesstätten sowie durch regelmäßige Fallsupervision sollte Raum geschaffen werden für die Reflexion der Arbeit und das Verstehen des Kindes.



- Wilfried Datler und Maria Fürstaller berichten von einem österreichischen Weiterbildungsprojekt zur Gestaltung der Eingewöhnung von Kleinkindern in die Kinderkrippe. Kita-Teams konnten im Rahmen des Projektes ein Konzept zur Eingewöhnung von Kleinkindern in die Kita erarbeiten, um eine pädagogische Praxis zu etablieren, die der frühkindlichen Trennungsthematik als zentraler Aufgabe in diesem Zusammenhang Rechnung trägt.
- Margit Datler, Antonia Funder und Nina Hover-Reisner untersuchen anhand desselben Projektes individuelle und institutionelle Abwehrprozesse, die eine Grenze der Weiterbildung darstellen, da sie die Auseinandersetzung mit bestimmten Themen wie Trennung und Verlust verhindern.
- Kornelia Steinhardt und Irmtraut Sengschmied beschäftigen sich mit Widerstand und Abwehr in Beratungsprozessen am Beispiel von Worc-Discussion-Seminaren in Kitas. Auch hier geht es darum, Denkräume zu schaffen, in denen das subjektive Erleben der pädagogischen Fachkräfte in der pädagogischen Praxis reflektiert werden kann, insbesondere im Blick auf verdrängte Aspekte des Erlebens.

Es folgen zwei Beiträge aus der Erziehungsberatung, die sich wiederum mit der psychologischen Beratungsarbeit mit Klientinnen und Klienten beschäftigen.

- Heinz Krebs fokussiert auf Scham- und Schuldkonflikte in Eltern-Kind-Beziehungen, wie sie als Thema im Rahmen institutioneller Erziehungsberatung auftauchen.
- Martin Merbach beschreibt einige spezifische Besonderheiten in der Beratung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund, der bestimmte Übertragungsbereitschaften und Verständigungsprobleme erwarten lässt. Eine zentrale Rolle spielen dabei die Themen Autonomie/Abhängigkeit, Versorgung und Individuation.

Zwei weitere Beiträge beschreiben Projekte mit arbeitslosen Jugendlichen, in deren Rahmen auch Beratungsgespräche mit den Jugendlichen vorgesehen sind.

- Usha Förster-Chanda u.a. berichten über ein psychosoziales Beratungsangebot für Jugendliche aus Multiproblemfamilien, denen der Einstieg in Beschäftigung oder Ausbildung aufgrund mangelnder persönlicher Voraussetzungen nicht gelingt.
- Beate West-Leuer u.a. berichten von einem psychodynamischen Coaching für langzeitarbeitslose Jugendliche im Kontext eines Theaterprojekts.

Die letzten beiden Beiträge fokussieren auf die Ausbildung und Supervision von Lehrkräften im Bereich Schule.

- Jean-Marie Weber stellt eine Studie im Kontext der Lehrerbildung in Luxemburg vor, bei der die Beziehung zwischen Refrendar bzw. Refrendarin und begleitendem Tutor bzw. begleitender Tutorin mit Hilfe von Konzepten Lacans untersucht wird.
- Susanne Graf-Deserno schildert das Konzept kollegialer Fallbesprechung unter Anleitung, bei dem mit Hilfe des Mentalisierungskonzeptes von Fonagy Sinnverstehen als Basiskompetenz weiterentwickelt werden soll.



Aufgrund dieser Reihenfolge der Beiträge wechselt der Fokus jeweils zwischen verschiedenen Formaten und verschiedenen Arbeitsfeldern hin und her. Jeder Beitrag für sich eröffnet interessante Perspektiven und macht neugierig. Das vorgestellte breite Spektrum der Beiträge mit seinem ständigen Wechsel des Fokus geht allerdings zum Teil auf Kosten der Präzision im Blick auf Begriffe, Formate und die Verknüpfung verschiedener theoretischer Diskurse. Insbesondere die Frage des Transfers eines psychodynamischen Konfliktverständnisses in eine entsprechende pädagogische Konzeptualisierung bleibt weiter klärungsbedürftig.

Jutta Lutzi

Diplompsychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Supervisorin (DGSv, BDP)

Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN

Kaiserstraße 2

61169 Friedberg

jutta.lutzi.zsb@ekhn-net.de



Tatiana Lima Curvello & Martin Merbach
Psychologische Beratung bikultureller Paare und Familien. Anforderungen,
Kompetenzen, Methoden

Brandes & Apsel, Frankfurt a.M. (2012)

Die Statistik sagt uns, dass in Deutschland jede 6. Ehe binational ist, in Berlin und Frankfurt am Main sogar jede vierte. Trotz dieser Zahlen hat sich die Fachliteratur der familiären Dynamik interkultureller Lebensgemeinschaften nicht ausreichend intensiv zugewandt. Dies zu verändern schickt sich ein Buchprojekt zweier Autoren an, das kürzlich erschienen ist und vom 'Verband binationaler Familien und Partnerschaften' herausgegeben wird. Es trägt den Titel: *Psychologische Beratung bikultureller Paare und Familien. Anforderungen, Kompetenzen, Methoden.*

Die Autoren - *Tatiana Lima Curvello* und *Martin Merbach* - sind Mitglieder des Verbandes, haben bereits verschiedene einschlägige Veröffentlichungen zu verzeichnen und sind nun einen interessanten Weg gegangen, um zu einem besseren Verständnis dieser komplexen Beratungsaufgabe zu gelangen: sie haben einen Arbeitskreis initiiert mit neun BeraterInnen aus der Berliner Beratungsszene in der Absicht, „aus der Praxis induktiv eine Beschreibung der Kompetenzen für die Beratung bikultureller Paare zu erarbeiten“.

Die Vielfalt der Perspektiven in diesen Diskussionen ist nicht nur den erfreulich unterschiedlichen beraterisch-therapeutischen Richtungen geschuldet – es treffen hier systemisch, psychodynamisch oder verhaltenstherapeutisch orientiert Arbeitende zusammen - sondern auch dem Reichtum an unterschiedlichstem kulturellem Background der BeraterInnen. Zu dem Arbeitskreis gehören ein Chinese, eine Kurdin, ein Litauer, ein Ägypter, eine Russin, eine Inderin und einige Deutsche - alle wissen um die Probleme von Migration.

Der Austausch über unterschiedliche Zugangsweisen und Akzentsetzungen und damit „die Erschließung von intuitivem, mit Hilfe von Erfahrung aufgebautem Wissen“ ist eine der

Grundlagen, von der aus die Autoren spezifische Bedingungen und Anforderungen bikultureller Paar-Beratung formulieren und Überlegungen zu erforderlichen professionellen Kompetenzen in diesem speziellen Beratungszusammenhang anbieten.

Es wird gezeigt, dass eine Beachtung des sozioökonomischen, gesellschaftspolitischen, soziokulturellen Kontextes, in dem sich die Paare mit ihren gegenseitigen Ansprüchen und Erwartungen bewegen, immer notwendig ist. Als ebenso wichtig wird die Frage nach der spezifisch durch den Migrationsprozess beeinflussten Paardynamik angesehen. Was die Autoren ganz besonders hervorheben, ist die in ihren Augen unabdingbare Auseinandersetzung mit all jenen Gefühlen, die die BeraterInnen im Hinblick auf ihre Klienten empfinden: Nähe, Sympathie, Ablehnung und – häufig auftauchend - Gefühle des Befremdetseins. Die Bewusstmachung und Reflexion dieser breiten Palette von (Gegenübertragungs-) Gefühlen ist für die Autoren ein ganz entscheidender Aspekt professioneller Kompetenz.

Neben kurzen Beispielen, die wie ein Blitzlicht eine Frage oder Überlegung erhellen, werden Beratungen dreier bikultureller Paare und eines türkischen Mannes ausführlicher vorgestellt. Die Frauen, zwei Deutsche und eine Österreicherin, kommen alle aus dem deutschsprachigen



Raum, können also, trotz Migration im einen Fall, als Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft angesehen werden. Die Männer kommen aus dem Libanon, dem Irak, der Türkei, also aus muslimischen Ländern, was auch der häufigsten Paarkonstellation binationaler Ehen hierzulande entspricht. Dies ergibt eine gewisse Vergleichbarkeit der Fälle, aber gleichzeitig die Möglichkeit, die Vielfalt innerhalb dieser auf den ersten Blick vielleicht identisch erscheinenden Konstellationen zu zeigen und damit auch eine allzu standardisierte Sicht zu vermeiden.

Die Autoren stellen verschiedene Dimensionen bikultureller Partnerschaft vor, wie etwa Rahmenbedingungen, Kommunikation, Paardynamik. Sie weisen darauf hin, dass das moderne Konzept von Partnerschaft, das uns heutzutage in der Regel leitet – Liebe und symmetrische Rollen – bekanntlich erst einige Jahrzehnte alt ist. Es ist in vielen Fällen den Erwartungen, Normen und Werten traditionellerer Kulturen suspekt bis fremd, aber auch in moderneren Kulturen nicht durchgängig die Norm. Eine Brasilianerin einer bestimmten Schicht, so ein Blitzlicht, will begehrt und versorgt werden, aber nicht mit Ihrem Mann über wichtige Entscheidungen diskutieren, die er wiederum ganz partnerschaftlich mit ihr gemeinsam treffen will. Für sie gehören Entscheidungen dieser Art einzig in die Sphäre des Mannes. Von ihm erwartet sie heiße Liebeschwüre. Die aufmerksame Zubereitung des Sonntagsfrühstücks, mit der er seine Liebe unter Beweis stellen will, kommt als Liebesbeweis bei ihr nicht an.

Die Autoren weisen darauf hin, dass es bei bikulturellen Paaren in vielen Bereichen sehr unterschiedliche Erwartungen hinsichtlich ein und der selben Sache gibt: sehr oft haben diese Paare nur wenig Möglichkeiten, sich Unterschiede in den Normen, Werten und Erwartungen bewusst zu machen, geschweige denn, diese zu integrieren. Viele haben nur eine kurze Paarfindungsphase, weil es wegen der nur durch offizielle Eheschließung zu erlangenden Aufenthaltsgenehmigung häufig zu rascher Heirat kommt. Ebenso ist ein bewusstes Kennenlernen-Wollen unter der Perspektive von Reflexivität („reflexive Moderne“) vielen anderen Gesellschaften fremd, vor allem solchen, in denen Ehen noch heute von den Familien arrangiert werden oder zumindest noch sehr auf die Anerkennung durch die Familien angewiesen sind, deren Einfluss auch auf bereits in Deutschland geborene und mit der deutschen Kultur vertraute Menschen beträchtlich sein kann.

Überhaupt können demnach kulturelle Unterschiede den Verlust der Reziprozität in der Rolleninteraktion bewirken, wenn die Rollen nicht aufeinander bezogen sind bzw. nicht übereinstimmen. Je stärker die Geschlechtsrollen kulturell fixiert sind, desto weniger Bedürfnis bzw. Fähigkeit ist vorhanden, sich auch einmal die Perspektive der anderen Rolle zu eigen zu machen.

Von den äußeren Bedingungen her, wie sie die Autoren beschreiben, nimmt der ausländische Partner für den Anderen große Veränderungen auf sich, muss die Spielregeln einer neuen Kultur und eine neue Sprache lernen. Es entsteht durch die Rahmenbedingungen häufig ein Machtgefälle: erst nach 3 Jahren erhält man in Deutschland eine vom Ehepartner unabhängige Aufenthaltsgenehmigung; Ausbildungsabschlüsse des Heimatlandes werden oft nicht anerkannt, wodurch sich die Chancen auf dem Arbeitsmarkt verschlechtern bzw. ganz verflüchtigen. Dies führt zu finanzieller Abhängigkeit, dies wiederum potentiell zu sozialer Scham und Gefühlen der Minderwertigkeit und Unterlegenheit, ganz besonders dann, wenn es den Rollenerwartungen der heimischen Kultur zuwiderläuft.



Ein Partner, der sich als besonders fremd oder/und sich und seine Kultur als sozial entwertet erlebt, wird demnach vielleicht umso intensiver um die Einhaltung bestimmter Essgewohnheiten, Begrüßungsrituale, religiöser Praktiken ringen; er wird Kindererziehung, Kleidungsstile und Auswahl der Freunde dominieren wollen, schreiben die Autoren. Denn derjenige, der sich in der Minderheitenposition befindet, muss mehr um seine Werte kämpfen. Einheimische denken weniger über ihre Werte nach, da sie nicht befürchten müssen, sie zu verlieren oder sie aufgeben zu müssen. Das betrifft auch die Sprache, deren Bedeutung die Autoren unterstreichen. Der Einheimische kann in seiner Muttersprache bleiben. Wie kompetent ist der ausländische Partner sprachlich; was ist Herkunftssprache, was wird Partner- und Familiensprache; wird ein Verzicht auf die Muttersprache erwartet; herrscht Bereitschaft oder Verweigerung, die neue Sprache zu erlernen; welche Sprache oder Sprachen werden an die Kinder weitergegeben; wie kommunizieren die Kinder mit den Großeltern? Fragen über Fragen, die ganz vital die Interaktion des Paares beeinflussen.

Dasselbe gilt für die Sexualität, machen die Verfasser klar. Gelingt es dem Paar hier, eine gemeinsame „Sprache“ zu entwickeln? Es gibt Gesten und Handlungen, die in der Welt des einen von ganz anderer Bedeutung sind als in der Welt des anderen. Wie kann Begehren geäußert werden; darf Begehren geäußert werden? Welchen Einfluss haben die Herkunftsfamilien, zumal dann, wenn die Interaktionsmodelle für die Geschlechter sich in den jeweiligen Familien sehr unterscheiden und ein traditionelles Familienmodell einem moderneren gegenüber steht? Die Paare sind nicht geschützt vor unbegriffenen Schwierigkeiten im Austausch, wechselseitigen Mißverständnissen, Fehlwahrnehmungen und -interpretationen, die sie allein nicht auflösen können.

Ein wichtiger Aspekt, auf den die Autoren hinweisen, ist die Tatsache, dass der Partner, der einer Minderheit angehört, häufig Demütigungen ausgesetzt ist, etwa in der Hierarchisierung von Wertigkeiten bezüglich Kultur und Religion. Stigmatisierungen müssen in manchen Fällen ertragen werden: so wird Frauen aus dem asiatischen Raum oft unterstellt, sie wollten ihre Ehemänner lediglich finanziell ausbeuten; oder Afrikanern, sie dienten nur als Sexobjekt für ihre weißen Frauen.

Im Zusammenhang mit unbewusster Paardynamik fragen die Autoren u.a. nach den Motiven der Partnerwahl. So kann ein Motiv des einheimischen Partners beispielsweise sein, Macht haben zu wollen und eine dominante Position gegenüber einem sozial und finanziell abhängigen Partner einzunehmen. Oder fasziniert zu sein durch die besondere Andersartigkeit des Partners, wobei diese Andersartigkeit unbewusst eine eingebaute Absicherung gegen allzu viel Nähe im Sinne von Abwehr von Verschmelzungs- oder Inzestängsten sein könnte. Könnte es unbewusste Versuche geben, die Integration des „Exoten“ zu verhindern, um eine Machtposition nicht aufgeben zu müssen oder den narzisstischen Reiz zu erhalten, durch den besonderen Partner selbst etwas ganz Besonderes zu sein? Und dienen solche Idealisierungen eventuell der Abwehr unerträglicher Gefühle aus anderen Bereichen der Beziehung? Wichtig ist aber auch die Frage, ob das Thema des kulturellen Unterschiedes möglicherweise eine andere, für das Paar eventuell sogar wesentlichere Problematik verschleiert, etwa ein Nähe-Distanz-Problem? Ein Phänomen, das am Beispiel von Almuth und Hasan deutlich gemacht wird.

Interessant sind auch Überlegungen der Autoren, ob ein eigener bikultureller Hintergrund einen Berater besonders geeignet macht für die Beratung bikultureller Paare. Auch hier geben sie keine Standard-Antwort, sondern es wird auf einige Varianten unter vielen möglichen hingewiesen. Wichtig sei es nur, sich der Dinge bewusst zu sein. Die Erfahrung von



Migration könne die Einfühlung vergrößern, bei gleichem kulturellen Hintergrund ein spontaneres Verständnis zur Folge haben. Beim Berater könnten aber auch Gefühle ausgelöst werden, die noch immer konflikthaft für ihn seien; bei einer Beraterin mag die Mann-Frau-Frage, wie sie traditionellerweise in ihrer Herkunftskultur gehandhabt wird, bearbeitet und neu definiert sein, aber die Beraterin werde möglicherweise gerade deshalb mit stärkeren Affekten in einer Beratung zu kämpfen haben, in der es dezidiert um ein solches Thema gehe. Andererseits dürften auch die Paare bikulturellen Beratern auf unterschiedliche Weise begegnen. Sowohl ein größeres Anfangsvertrauen, Bewunderung, dass da eine/r die Integration geschafft hat, als auch erhöhte Vorsicht angesichts der Machtbefugnisse, die möglicherweise phantasiert werden u.v.m. seien denkbar, wie die Erfahrung der Autoren zeigt.

Solche Überlegungen der Autoren umfassen natürlich auch deutsche BeraterInnen, die wiederum Repräsentanten der Mehrheitskultur sind. Die Berater wissen zunächst vielleicht sehr viel weniger genau als bei ihren deutschen Klienten, wie sie die Gefühle ihrer Migranten-Klienten einordnen sollen. Sie können demnach zunächst weniger Sicherheit hinsichtlich der eigenen Gefühle entwickeln, scheuen sich vielleicht, ihre Gefühle einzubringen, da sie nicht über dieselben Codes verfügen. Wird aus diesen Gründen vielleicht der Versuch gemacht, das Fremde anzupassen oder zu idealisieren? Und erleben wiederum die ausländischen Klienten die deutschen Berater als kompetenter oder reagieren sie misstrauischer, zumal wenn der Berater auch als Vertreter von Disziplinierungsinstanzen, als reglementierend erlebt wird?

Mit all den genannten Beispiele zeigen die Autoren vor allem, wie sehr es in der Beraterfunktion darum geht, die Bedingungen in der jeweiligen Beratungskonstellation und die eigene subjektive Verfasstheit und Gewordenheit möglichst umfassend zu reflektieren..

Die Autoren vermitteln dem Leser oft sehr anschaulich, welche Vielfalt an Anforderungen und Perspektiven im bikulturellen Kontext entstehen kann. Sie machen betont darauf aufmerksam, wie sehr es zur Arbeit mit bikulturellen Paaren gehört, dass Irritationen auftreten können. Die Diskussionen der Fälle im Arbeitskreis zeigen die Mannigfaltigkeit und Widersprüchlichkeit in den Reaktionen der BeraterInnen auf die Paare. Es gibt also nicht sofort ein Richtig oder Falsch. Es gäbe jedoch immer wieder Gefühle des Befremdetseins seitens der Berater, mit denen sich diese auseinandersetzen hätten. Es geht den Autoren vor allem ganz wesentlich darum, klar zu machen, wie zentral es ist, sich als BeraterIn die eigenen, oft auch lebensgeschichtlich bedingten Reaktionen bewusst zu machen, sie zu analysieren und damit für den Erkenntnisprozess zu nutzen und ggf. auch in Interventionen umzusetzen. Die Autoren verstehen beraterische Professionalität in diesem Zusammenhang als reflektierende Auseinandersetzung mit den eigenen Stereotypen kulturell Fremdem gegenüber und sprechen in einer klugen Wendung vom „vorurteilsbewussten Berater“ als positivem Rollenmodell.

Die Aufforderung, einerseits Vorurteilen nicht aufzusitzen, diese aber als BeraterIn auch nicht vor sich selbst zu verleugnen und zu beschönigen, sondern intensiv zu reflektieren und sich bewusst zu machen, zieht sich durch das ganze Buch und macht den professionellen Anspruch der Autoren deutlich. Die Wiedergabe der Diskussionen der Beratergruppe und die jeweiligen Zusammenfassungen sind erhellende kleine Lehrstücke zur Klärung von Gegenübertragungsreaktionen in ihrer Vielfalt. So werden z.B. in der Diskussion über einen Klienten, Ender, zunächst einmal starke Gefühle des Befremdens, der Irritation und Ablehnung seitens der Berater-Runde geäußert hinsichtlich seiner kulturell und religiös



bedingen, in ihrer Starrheit scheinbar nicht zu hinterfragenden und nicht aufzulösenden Einstellung zu seiner Ehefrau, die sich von ihm getrennt hat. Erst der offene Austausch der Berater über ihre Voreingenommenheiten und negativen Gefühle macht die Einfühlung in verborgene Kränkung und Trauer des Klienten möglich - ganz im Sinne der Autoren sind die Berater vorurteilsbewusst vorgegangen!

Als Verehrerin von D. W. Winnicott haben mich die Überlegungen der Autoren zum „transkulturellen Raum“ in der Beratung in Anlehnung an Winnicotts „intermediären Raum“ nicht nur gefreut, sondern sie scheinen mir auch besonders plausibel. So ist ein Mensch in diesem Raum „gleichzeitig Migrant und Nicht-Migrant, Deutscher und Nicht-Deutscher“. Einen solchen Raum, in dem die jeweils unterschiedlichen, sich vielleicht sogar ausschließenden kulturellen Zugehörigkeiten präsent sein dürfen, sollte der Berater demnach eröffnen können, so dass eine Annäherung zunächst disparater Konzepte der Klienten über Fragen des Paar- und Familienlebens stattfinden kann und die Entwicklung eines von beiden Partnern stärker als übereinstimmend erlebten, gemeinsamen Konzeptes potentiell möglich wird (Bsp. Ahmed und Beate).

Beim Lesen wurde mir deutlich, wie wichtig, erhellend und stützend gerade für die Arbeit mit bikulturellen Paaren Intervision (oder gelegentlich Supervision) sein kann, denn die Anforderungen dieser Arbeit sind hoch, zumal wenn man die Meinung der Autoren beherzigt, das Qualitätsmerkmal eines guten Beraters sei es, sich immer wieder verunsichern und destrukturieren zu lassen, aber sich auch wiederzufinden, um handlungsfähig zu sein.

Das Buch enthält sehr viele wertvolle Anregungen, spannende Überlegungen und ich habe es mit großem Gewinn für meine eigene Arbeit mit Paaren gelesen. Allerdings liest es sich nicht immer ganz flüssig, da die Autoren für meinen Geschmack etwas zu sehr, zwar nicht durchgängig, aber immer mal wieder ins akademische Schreiben geraten, als hätten sie das Gefühl, sich rückversichern oder den Text akademisch veredeln zu müssen. So wird etwa der Kompetenzbegriff des Längeren und Breiteren genauestens definiert, quasi akademisch verbrämt. Dabei könnten sich die Autoren doch mit der anschaulichen Aufarbeitung des Fallmaterials, der Qualität ihrer Interpretationen und Schlussfolgerungen auf ihre beraterische Kompetenz durchaus verlassen.

Marina Gambaroff
Diplompsychologin, Psychoanalytikerin



Impressum

Herausgeber

Evangelisches Zentralinstitut für Familienberatung gem. GmbH, Auguststraße 80, 10117 Berlin
Tel.: 030/283 95 200, Fax: 030/283 95 222, Email: ezi@ezi-berlin.de, www.ezi-berlin.de
ISSN 0724-3995

Redaktion

Dieter Wentzek

Titelfoto

Microsoft Word

Gestaltung

Christine Korth

Druck

Eigenverlag

Die EZI-Korrespondenz steht als download im Internet unter www.ezi-berlin.de zur Verfügung und wird auch auf Anfrage zugesandt. Sie ist im Handel nicht erhältlich.

Die Arbeit des Instituts wird gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und durch die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD).